Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde



ARM UND REICH

## impressum:

»Kuckuck« - Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, Ausgabe 1/91 Erscheinungsfolge halbjährlich Medieninhaber und Herausgeber (Redaktion): Elisabeth Katschnig-Fasch Helga Klösch-Melliwa Hannes Moser Burkhard Pöttler Adelheid Schrutka-Rechtenstamm Layout: Wolfgang Otte

Satz: Burkhard Pöttler, Barbara Schantl

Titelbild: Helmut Morawetz

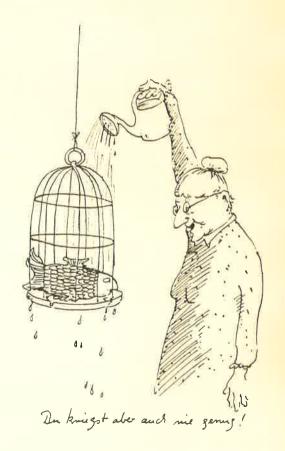
Druck: Druckwerk

Ungergasse 7, A-8020 Graz

Adresse der Redaktion: Institut für Volkskunde Hans Sachs-Gasse 3/II, A-8010 Graz

Einzelpreis: öS 30,-Redaktionsschluß für Heft 2/91: Ende September 1991 Thema: »Utopie« Redaktionsschluß für Heft 1/92: Ende März 1992 Thema: »Fremde« Zusendungen von Manuskripten (möglichst in Kopie) sind grundsätzlich sehr erwünscht. Das Manuskript soll einen Umfang von 8 Seiten nicht überschreiten, wenn möglich soll Bildmaterial beigebracht werden. Offenlegung:

Der »Kuckuck« ist ein nicht auf Gewinn gerichtetes Publikationsorgan für Bereiche der Alltagskulturforschung und Volkskunde.



Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Bewilligung der Verfasser. Für den Inhalt der einzelnen Beiträge tragen deren Verfasser die Verantwortung.

### editorial

Das Thema »Arm und Reich« scheint nicht gerade dem wissenschaftlichen Zeitgeist zu entsprechen. Daß wir uns doch dazu entschlossen haben. dieses Thema zu wählen, ist Resultat jenes empirischen Befundes, der zeigt, wie weit allein in unserer Wohlstandsgesellschaft die Schere zwischen Armen und Reichen auseinanderklafft: dies selbst dann, wenn man die Ausländer- und Flüchtlingsproblematik außer acht läßt oder ganz zu schweigen von dem Gefälle zwischen West und Ost und erst recht zwischen Nord und Süd.

In letzter Zeit ist es auch in der Volkskunde Mode geworden, den Risiken unserer Gesellschaft nachzugehen, die Ulrich Beck so populär gemacht haben. Die spürbare ökologische Katastrophe findet in den entsprechenden Zeitschriftenaufsätzen ihren gerechtfertigten Niederschlag. Allein die Tatsache verwundert, wie wenig in diesem Zusammenhang von den sozialen Risiken die Rede ist. Zwar sieht auch Beck soziale Gefährdungslagen, er konstatiert allerdings einen egalisierenden Faktor, denn: »Not ist hierarchisch, Smog ist demokratisch«. Vor dieser Tatsache der Vernichtung unserer Umwelt rücken Fragen nach sozialen Standards in den Hintergrund, obwohl man nicht behaupten kann, diese unterschiedlichen Standards spielten in unserem Gesellschaftssystem keine Rolle mehr.

Vielleicht hat auch der endgültige Sieg des Kapitalismus über den Sozialismus, wie er nun überall propagiert wird, dazu geführt, daß die Beschäftigung mit Klassenlagen und Lebenssituationen gegenwärtig nicht mehr als opportun betrachtet wird. Auch die Dichotomie des Klassenbegriffs, die den unterschiedlichen sozialen Gruppen nicht mehr oder seit jeher nicht gerecht wird und immer nur Gegensatzpaare unterscheidet (z.B. Besitzende und Besitzlose), könnte dabei eine entscheidende Rolle spielen. Die sozialen Unterschiede und auch Ungerechtigkeiten treten uns heute allerdings in unterschiedlicher Form entgegen. Nicht nur der unskilled worker ist von Armut betroffen, sondern viele andere Menschen mehr. In diesem Zusammenhang werden auch die Verheißungen des Kapitalismus vom baldigen Wohlstand aller Europäer zu hinterfragen sein.

So lehren uns die diversen Beispiele aus Großbritannien und anderen westeuropäischen Ländern, daß Vorsicht bei solchen Versprechungen angebracht ist. Die Rede von »Zweidrittelgesellschaft« ist zwar auffällig verstummt, die Voraussetzungen sind jedoch nahezu die gleichen wie noch vor wenigen Jahren. Zunehmend mehr Menschen sind von Erwerbschancen und damit vom Wohlstand ausgeschlossen; diese Schließungspraxis wird in den Segmentationsansätzen der Arbeitsmarktforschung entsprechend theoretisch aufgearbeitet. Die »neue Armut«, wie dies vor einigen Jahren genannt wurde, ist in Wahrheit nichts anderes als die »alte« im Zeitalter der »Postmoderne«. Die Unfähigkeit vieler Wirtschaftstheoretiker, sich in einer angeblich sozialen Marktwirtschaft Armut vorstellen zu können, führt dann zu Betrachtungsweisen, die die Ursache der Benachteiligungen bei

den moralischen Unzulänglichkeiten der Betroffenen suchen. Im freien Spiel der Kräfte verschuldet jeder sein Unglück selbst, und das vielleicht Verblüffendste an dieser Darstellung ist für den Kulturwissenschafter wohl die Tatsache, daß gerade jene, die am meisten davon betroffen sind, dieses Argument der individuellen Fehlerhaftigkeit stets bekräftigen.

Jene vernachlässigten Dimensionen sozialer Ungleichheit sollen in diesem KUCKUCK wieder etwas in den Vordergrund gerückt und von verschiedenen Seiten beleuchtet werden. Viele interessante Aspekte werden dabei vielleicht gar nicht oder zu wenig berücksichtigt, aber das soll unsere Leser auch dazu animieren, selbst Beiträge für den KUCKUCK zu schreiben.

Am Ende dieses Heftes befinden sich - wie versprochen - die ersten Reaktionen auf unser Sonderheft, vielleicht folgen noch weitere.

Abschließend noch zwei Korrekturhinweise zum KUCKUCK 2/90 (Abenteuer). In Harald Friedls Artikel wurden auf S. 13 zwei Absätze vertauscht. Weiters weist der Butt-Verlag darauf hin, daß im BUCHKUCK der Erscheinungsort des rezensierten Werkes nicht Stockholm, sondern Kiel heißen muß. Wir bitten um Entschuldigung.

Columns los

### Fortschritte der Armut

Oder: Die Erfindung sozialer Scham

Wolfgang Kaschuba

Arm und reich, das sind heute unzeitgemäße Begriffe. Wenn internationale Hilfsorganisationen hie und da von »armen« und »reichen« Ländern sprechen, um an Großmut und Spendenbereitschaft zu appellieren, dann mag das noch angehen. Uns geht's gut, denen schlecht - das eine hat nichts mit dem andern zu tun, und so hilft man notfalls eben aus Mitgefühl - besonders bei Haussammlungen kann man ohnehin schlecht nein sagen. Doch im Blick auf zivilisierte Gesellschaft ist dieses Begriffspaar eher peinlich, weil es so polemisch klingt. Fast als ob da ein kausaler Zusammenhang bestünde: arm weil reich und reich weil arm. - Solche abstrusen Gedanken sind bekanntlich falsch, gehören ins letzte Jahrhundert. als manche noch naiv glaubten, von »Klassengesellschaft« sprechen zu müs-

Heute sind wir da realistischer, optimistisch in der Sache und euphemistisch in der Sprache: Wer ist schon reich oder arm? Das sind doch Extreme. Nein, man ist eben wohlhabend. hat seine Bildung, seinen sozialen Status, gönnt sich mal was - oder man (und noch eher frau) könnte das alles bei ein wenig Leistungsbereitschaft im Prinzip auch haben, lebt aber lieber gemütlich, knapp unter dem statistischen Durchschnitt, wird leistungsgerecht entlohnt, notfalls vorübergehend »freigesetzt« oder in den neudeutschen Bundesländern »abgewickelt«, dafür dann aber auch im »sozialen Sicherungsnetz« aufgefangen. - Wohlstand oder Wohlfahrt, das sind doch nur einsilbige, kleine Unterschiede. Und wer sagt denn schon von sich: »Ich bin arm«? - Eben.

Ich gebe zu, dies ist keine seriöse Annäherung an das Thema. Aber das liegt vielleicht an unseren Sprachkonventionen: Sind sie denn seriös? Und da offenbar nicht: Waren sie es früher, als es statt der geblümten Sozialstaatssprache noch den unverblümten Volksmund gab?

Das Schwäbische Wörterbuch nennt im historischen Sprachgebrauch drei Abstufungen der Armut, nämlich »arme Leut'«, »Bettelleut'« und »Leut' wo gar nix habent«. Und es sagt weiter: »Die Armut spielt im Volksmund eine große Rolle. »Das leuchtet unmittelbar ein, weil der Volksmund, wenn er arm war, als orales Organ den Hunger natürlich immer direkt verspüren mußte. Dann steht da zum Thema Heirat: »Die Reichen nehmen einander, und wenn die Armen einander nicht wollen, können sie's bleiben lassen.«1 Auch einleuchtend, die Not hat eben auch ihre Tugend: Während die einen noch dem Zwang zur Standesehe unterlagen, konnten die andern schon ganz modern das Privileg der Liebesheirat genießen. Schließlich gibt es in der Sparte »Lob der Armut« die Spruchweisheit »arm, aber ehrlich«, und auch deren Weisheit soll volkstümlich sein. Den Satz kannte ich freilich schon, und er hat mir früher nie eingeleuchtet, weil ich das »aber« nicht verstanden habe. »Reich, aber ehrlich«, das wäre mir logisch erschienen: Da hat jemand viel zusammengerafft, aber es zumindest niemand anderem weggenommen - jedenfalls nicht nachweislich. Wie aber konnte der Arme raffen, ohne dabei reich zu wer-

Wenn man später dann die Geschichte und die Volkskunde studiert. beginnt man natürlich zu verstehen, daß das naiv gedacht war. Armut - so lernt man - ist die »soziale Frage« der Geschichte. Und dabei geht es um moralische Grundsätze und ethische Prinzipien, die ebenso kompliziert wie wandelbar sind.

Wertewandel

Rekapitulieren wir kurz: Im 19.Jahrhundert entwarfen vor allem die Dorf- und Heimatromane Bilder eines historischen Lebens in Armut, die eher beschaulich wirkten. Eigener Fleiß, nachbarschaftliche Hilfe, notfalls Unterstützung aus der Gemeindekasse schienen auf der materiellen Ebene das Schlimmste zu verhindern und dabei eine Lebenseinstellung zu ermöglichen, die mit dem »täglichen Brot« schicksalergeben zufrieden war.

Wir wissen natürlich längst, daß das von der Realität wenig getrübte literarische Idyllen waren: eben bürgerliches Lob der »ehrlichen Armut«. Doch ist ein Hinweis darin vielleicht nicht ganz falsch: der auf den Wandel der Wahrnehmung, wie die Armut also zu verschiedenen Zeiten einerseits von den Betroffenen erlebt und andererseits von der Gesellschaft gesehen wurde.

Das Außenszenario dieses Wandels scheint uns inzwischen wenigstens in groben Umrissen bekannt. Bis ins 17. Jahrhundert kann Armut zweierlei bedeuten: den Notfall, der jede Familie betreffen kann, wenn Geschäft oder Gesundheit versagen, oder den Dauerfall, den »Stand der Armut«, der dauernde Hilfsbedürftigkeit bedeutet und der diese Hilfe - zumindest dem

Sinn christlicher Charitas folgend ohne Vorwurf und ohne Scham beanspruchen darf. Arme und Reiche stehen in einem sozialmoralischen Beziehungsverhältnis, das gerade durch den Unterschied des »Lebensschicksals« von persönlicher Loyalität und gegenseitiger Verpflichtung geprägt ist.

Mit dem allmählichen Wertewandel erst im Gefolge der Reformation, dann des spätabsolutistischen Obrigkeitsstaates und der Aufklärung verändern sich diese Einstellungen. Wenn Arbeit zum gottgefälligen, staatserhaltenden und lebenserfüllenden Wert wird, müssen Besitz, Disziplin und Leistung zu neuen »Tugenden« aufsteigen, können umgekehrt Armut und Hilfsbedürftigkeit nicht länger »gottgegeben« sein. Sie sind vielmehr selbstverschuldet,

Ausdruck von gesellschaftlicher Untüchtigkeit oder Unwilligkeit, also von charakterlichen Defekten, die »sozialpädagogisch« zu beheben sind. Nicht mehr tolerante Mildtätigkeit, sondern erzieherische Strenge, nicht mehr mittelalterliches Spital, sondern neuzeitliches Arbeitshaus stehen auf dem Programm, das mit der Strategie der sozialen Disziplinierung und Diskriminierung arbeitet: Armut ist Versagen, ist Belastung des »Gemeinwohls«, also eine Schande. Spätestens seit Norbert Elias wissen wir, daß dieser Wertewandel, basierend auf der Verkündigung der persönlichen Verantwortlichkeit für Glück und Unglück, zur Psychogenese der bürgerlichen Gesellschaft gehört - Voraussetzung für Erfolgsgefühle ohne Reue.

Die »Innenseite« dieses Vorgangs freilich ist sehr viel schwerer zu erschließen. Wer waren die Armen, und wie erlebten sie Armut? Natürlich grhörte dazu vor allem die große Gruppe der »Vaganten«, derer, die im 17. und 18.Jahrhundert ohne festen Wohnsitz an den Rändern der Gesellschaft umherzogen. Freilich nicht außerhalb der Gesellschaft, nicht als Geächtete, wie das die Geschichtsschreibung lange Zeit glauben machen wollte, sondern in vieler Hinsicht als eine sozial nützliche und akzeptierte Mittlergruppe zwischen den Lokalgesellschaften und Lokalkulturen. Sie versorgten die Seßhaften mit Waren, mit Nachrichten, mit Dienstleistungen und erhielten dafür im Tausch kleine Unterstützungen<sup>2</sup>. Und es gab auch zwei Gruppen der



Käthe Kollwitz: Unter dem Brückenbogen

Seßhaften, die fast ständig zu den Armen zählten: alleinlebende Frauen und ältere Menschen ohne familiäre undverwandtschaftliche

Sicherungsnetze. Dazu - je weiter wir in die Moderne kommen - landarme Kleinbauern- und Taglöhnerfamilien, verarmte Handwerker und Invaliden.

»Arm« war, wer sich nicht mehr dauerhaft selbst ernähren konnte und so in gewisser Weise unter der sozialen Vormundschaft von Gemeinden, Armenkassen, Stiftungen stand. Dieses Stigma wurde immer demonstrativer kenntlich gemacht: Die Armen wurden polizeilich erfaßt und in Zucht- und Arbeitshäusern kaserniert, die Stadträte und Kirchenkonvente kontrollierten ihren Lebenswandel, die Erlaubnis zum Betteln war als Blechabzeichen an der Kleidung zu tragen: »Schäm dich...«

Wenn die spärlichen Quellen nicht täuschen, nehmen damit nun die Gefühle sozialer Demütigung bei den Betroffenen zu, aber auch - vice versa die Gesten ihres Unmutes und ihres Trotzes. Der Armenhäusler, der auf sein Wohnrecht pocht, die Frauen, die vor den Bäckerläden gegen zu hohe Preise protestieren, die kleinen alltäglichen Verletzungen bürgerlicher Ordnung auf Straßen und in Wirtshäusern das sind Szenen des Alltagslebens im späten 18. und im 19.Jahrhundert, die den Wandel von der »verschämten« zur »trotzigen Armut« illustrieren.

Damit setzt sich die »soziale Frage« selbst auf die gesellschaftliche Tagesordnung, erhält dann bald jedoch einen anderen Namen und ein anderes Gesicht: »Proletariat« und »Arbeiterbewegung«. Aus der Erfahrung sozialer Ungerechtigkeit wächst die Idee der sozialen Gerechtigkeit: Armut ist gesellschaftlich erzeugt, nicht individuell verschuldet: Armut und Reichtum sind zwei Ausdrucksformen einer Beziehung: der Ausbeutung Menschen durch den Menschen. In der kollektiven Geste wächst neues Selbstbewußtsein - doch die Armut bleibt und mit ihr die individuelle Scham.

Wiederum besitzt diese neue Armut in der industriekapitalistischen Gesell-

schaft vor allem zwei bereits bekannte Gesichter: ein weibliches und ein altes. Das übersieht auch die historisch wie biologisch »junge« Arbeiterbewegung vielfach, die sich an die Arbeiterinnen und die Alten mehr im Programm als im Alltag erinnert. So bleiben die Berufs-, Lohn- und Versorgungsgrundsätze »männlich« und »jugendlich« orientiert. Bei der Fabrikarbeit setzt das Nachlassen der körperlichen Leistungsfähigkeit freilich bereits um das 40. Lebensjahr ein verbunden mit Lohnrückgang und drohendem Arbeitsplatzverlust. Die Furcht vor diesem Knick in der »Lebensverdienstkurve«, vor dem materiellen und sozialen Fall, prägt die Lebensgeschichten der »Handarbeitenden« noch bis in die Weimarer Republik. - Arm und reich biographische Gegenläufigkeit: Dem sinkenden Einkommen und Status der alternden Fabrikarbeiter, Dienstmädchen, Taglöhner steht bei den Beamten, Intellektuellen oder Wirtschaftsbürgern eine umgekehrt ansteigende Kurve wachsender Alterskompetenz und Einkommenssicherheit gegenüber.

Auch als der Kaiser geht und neue Zeiten kommen, verschwindet die Armut keineswegs. Sie nimmt lediglich neue Gestalt an, und das Wort selbst kommt im Sozialstaats-Vokabular allmählich aus der Mode. Nur wenige nennen den »Sozialfall« auch weiterhin nicht so. Kurt Tucholsky beispielsweise schreibt 1920 aus Berlin: »Neulich sagte mir am Alexanderplatz ein Klempner, dem es so erbärmlich geht. daß Frau und Kinder wie die Tiere in einem Kellerloch hausen: 'Meta ist fort. (Meta war die elfjährige Tochter). Sie ist nach dem Gesundbrunnen in die Kohlenstelle, wo wir angemeldet sind. Da soll sie aus einem Geschäft einen halben Zentner Kohlen herfahren!' Nun stelle man sich das vor: Das unterernährte, in Lumpen gekleidete Mädchen keucht und friert sich einen halben Tag durch die berliner Straßen, und das nur, weil irgendein Schafskopf von Beamter zu faul oder zu unintelligent ist, einen seiner 2000 Paragraphen zugunsten dieses Falles auszulegen. Der Mann hat vielleicht selbst Frau und Kinder zu Hause und würde sich mit Recht schwer entrüsten, wenn jemand mit ihm so spielte.« - Also keine

Hilfe für Meta, denn die Metas müssen lernen, sich selbst zu helfen. Tucholsky sagt auch wie: »Wenn sich nicht dieses gequälte, arbeitslose und immer am Verhungern vorüberstreifende Großstadtvolk durch Taten, die der gebildete (und satte) Normaljurist als 'strafbar' bezeichnet, weiterhelfen würde: die Leute könnten nicht leben.«<sup>3</sup>

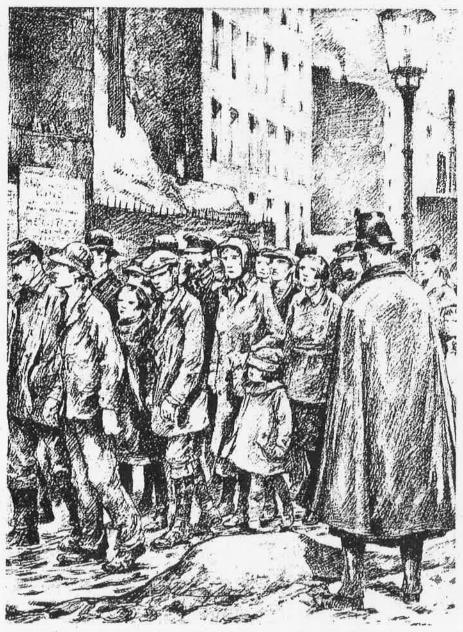
So scheint die historische Alternative wenig verändert: »Arm, aber ehrlich« oder »kriminelle« Selbsthilfe? - Der westdeutsche Filmemacher Volker Schlöndorff drehte 1971 den Film »Der plötzliche Reichtum der armen Leute von Kombach«. Darin wird die aktenmäßig überlieferte Geschichte hessischer Taglöhner nacherzählt, die - statt friedlich zu verhungern - einen herrschaftlichen Geldtransport überfallen. Der Plan gelingt, aber »der plötzliche Reichtum«, mit dem sie nicht umgehen können, verrät sie dann doch.

Rebellion lohnt also nicht, lehrt die Geschichte. Oder ziehen wir die falschen Lehren?

### Scham und Würde

Reichtum in der Geschichte - das wurde der Nachwelt schon immer gezeigt, die Kunsthistorischen Museen zeugen davon. Machen wir uns darum also keine Gedanken. Doch auch historische Armut ist heute längst ein beliebtes Thema im modernen Ausstellungs- und Museumsbetrieb: die historischen Unterschichten, deren Notkultur, die spärlichen Sachzeugnisse ihres Alltagslebens, schließlich die Preisfrage, wo sich »Armenkleidung« als präsentables Ausstellungsobjekt finden läßt. - Ja wo? Wer hätte solches vor 200 Jahren und weshalb aufheben, womöglich sammeln und in Kästen bewahren sollen? Der Armenpfleger etwa oder der Gefängnisschließer? - Da hätten diese schon ahnen müssen, daß ihre Urenkel einmal Volkskunde studieren werden, und das war damals bildungspolitisch noch nicht absehbar.

Und was wird sein, wenn unsere Gegenwart Geschichte geworden ist? Werden die nachfolgenden Generatio-



Hans Baluschek: Die Hungernden

nen, ebenfalls auf Spurensuche nach Lebenszeichen der »kleinen Leute« in den 1990er Jahren (die dann vielleicht nicht mehr die »postmodernen« genannt werden, weil der Nachwelt meist etwas Besseres einfällt) - werden also diese künftigen AlltagsgeschichtsforscherInnen nach »unseren« Armen suchen? Und wo: in den EDV-Dateien der Sozialämter, in den Kaufhausunterlagen und Gerichtsakten unter dem Stichwort »Warendiebstahl«, in mikroverfilmten Zeitungsberichten, in denen es um ledige Mütter und vereinsamte »Senioren« geht, um ausländische Arbeitskräfte und inländische Arbeitslose. Stadtstreicher und Penner?

Werden sie es machen wie wir heute, nur daß sie statt über »Felddiebstahl« über »Ladendiebstahl« schreiben, daß »Alkoholismus« um »Drogenabhängigkeit« erweitert, daß die »Landstraße« durch den »U-Bahnschacht« ersetzt werden muß? Und wie mag das dann museal präsentiert werden? Als Freilichtmuseum mit Originalstaubwolke im ehemaligen DDR-Braunkohle-Tagebau?

Oder wird es solch eine Ausstellung gar nicht geben über eine Zeit, die doch das »Ende der Klassengesellschaft« verkündet hat? Wie soll man da auf der Suche nach Armut fündig wer-

den? - Gewiß, einige Zeitungsartikel werden erhalten geblieben sein, in denen von der »neuen Armut« in den damaligen Wohlstandsgesellschaften die Rede ist. Von Rentnerinnen, die sich schämen, Sozialhilfe in Anspruch zunehmen. von alleinerziehenden Frauen, deren Kinder im schulischen Konsumwettkampf der Marken-Sweatshirts und -Schals unterliegen, von Menschen aus einer »ehemaligen DDR«, über die man Witze aus den frühen 90er Jahren findet: »Zwei Ossies gehen auf Arbeit...« - Freilich: Wird man diesen versprengten Nachrichten in kritischer Quellenwürdigung trauen dürfen?

Müssen wir diese Sorgen zukünftiger Geschichtsforschung nicht heute bereits mitbedenken? Sollten wir angesichts dieser zu erwartenden Unsicherheit nicht doch schon anfangen zu sammeln? Nicht für die nicht-vorhandenen Armen, sondern ihre Hinterlassenschaften, ihre Spuren, damit Zeugnisse bleiben: Rotspon-Flaschensplitter, Einwegspritzen, Schlafsäcke, Sozialamts-Kinderbetten als Armuts-Bricolage? - Unsere Urenkel, soweit sie dann noch Volkskunde studieren können, würden es uns sicherlich danken.

Und wenn sie sich dann durch die Geschichte der Armut auch nach deren offiziellem Ende gelesen haben, könnte ihr Eindruck vielleicht gar nicht so weitentfernt sein von meinem heutigen: Arm und reich bedeutete stets mehr als nur die Präsenz oder das Fehlen materieller Not. Die ständige Verletzung menschlicher Würde - dies scheint der bleibende »kleine« Unterschied und die geschichtliche Konstante.

#### ANMERKUNGEN:

- Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch. Bd.1, Tübingen 1904, S.315.
- Zu dieser Vagantenkultur, vor allem auch wandernder Frauen, s. etwa Sabine Kienitz: Unterwegs Frauen zwischen Not und Normen. Lebensweise und Mentalität vagierender Frauen um 1800 in Württemberg. Tübingen 1989.
- 3 Kurt Tucholsky, Deutsches Tempo. Texte 1911 bis 1932. Reinbek 1985, S.236.



# "Nous sommes riches en peu de besoins"

Oder: was fehlt uns, wenn wir alles haben?

Dieter Kramer

Ich will nicht mißverstanden werden. wenn ich in der Überschrift einen Spruch der alten Walliser Bauern zitiere, die betonten, daß sie in ihrer Selbstversorgungswirtschaft reich sind. weil sie wenig Bedürfnisse haben. 1 In der Zweidrittelgesellschaft von heute gibt es fürchterliche Armut - in einer Stadt wie Frankfurt am Main springt sie dem Beobachter, wenn er sich nicht im Getto des Wohnquartiers und dem Käfig des eigenen Autos oder des Taxis abschirmt, fortwährend in die Augen. Und die schreiende Ungerechtigkeit der globalen Verteilung von Reichtum und Privilegien auf der einen, Etend und Ausbeutung auf der anderen Seite ist ein Thema, dessen Konsequenzen in den internationalen Beziehungen uns in Zukunft noch oft beschäftigen werden.

Arm und Reich ist ein Thema der Sozial- und Kulturgeschichte und wird auch eines gegenwartsbezogener Kulturanalyse bleiben.

Kein Zweifel besteht für mich bezüglich des prinzipiellen Wertes unseres Wohlstandes: Wenn es denn etwas gibt, was »Modernisierung« rechtfertigt, dann die Überwindung von Hunger und Elend. Noch vor wenig mehr als hundert Jahren, ja in manchen Fällen noch viel später, gab es auch in Mitteleuropa Hunger- und Elendsgebiete, in denen die Menschen wegen des Fehlens der einfachsten Überlebensvoraussetzungen ihrer Lebenschancen beraubt waren. Daß Armut und Elend heute sogar in Westeuropa wieder zugenommen haben, ist eines der schlechtesten Zeugnisse für unsere Welt-Ordnung. Dies zu ändern,

hätte Folgen: In einem Land, wo niemand hungert, muß Luxus teuer sein. Es ist viel aufwendiger, die Grundbedürfnisse aller zu befriedigen, als schil-Glanz und bestechende Vielfalt nach außen zu präsentieren, indem man einer kleinen Schicht das Leben in Luxus ermöglicht, Mehrheit der Bevölkerung jedoch durch die strukturelle Gewalt des Marktes die Entfaltungschancen vorenthält und zuläßt, daß bedeutende Teile der Bevölkerung im Elend verkommen.

Aber unbeschadet solcher Selbstverständlichkeiten gibt es einen anderen Aspekt, der mir beim Thema »Arm und Reich« wichtig ist: Wir können mit unserem Reichtum nicht richtig umgehen, und ich behaupte, daß erst ein besserer Umgang mit dem, was wir haben, uns in die Lage versetzen würde, die in ihm liegenden Chancen für uns selbst und für die Überwindung von Elend und Zukunftszerstörung bei anderen wahrzunehmen. Nötig ist die Abkoppelung von Wohlstand und Wohlbefinden, und zwar auf einer Ebene, die nicht miesepetrige Kulturkritik und Askesepredigt bedeutet, sondern das offensive Einfordern von möglichen Lebensqualitäten.

Die protestantische Theologin Dorothee Sölle<sup>2</sup> überlegt, anknüpfend an die Versprechung des Neuen Testaments, daß Jesus den Menschen zum »Leben in seiner Fülle« verhelfen wolle (Joh. 10,10), wie denn Reichtum und Armut uns Hindernisse in den Weg legen. Zweifelsfrei gilt auch für sie: »Leben in seiner Fülle ist in der absoluten erzwungenen Armut unmöglich.« Aber es gilt eben auch: »Das sinnlose

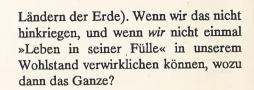
Leben, von vielen sensiblen einzelnen seit dem Beginn der Industrialisierung wahrgenommen, ist heute eine Massenerfahrung der Menschen in der ersten Welt: Nichts freut, nichts schmerzt sie tief, die Beziehungen zu anderen sind oberflächlich und austauschbar, die Hoffnungen und Wünsche reichen gerade noch bis zur nächsten Urlaubsreise. Die Arbeit der meisten ist unbefriedigend, sinnlos und langweilig. Wir sind von Gott als arbeits- und liebesfähige Männer und Frauen geschaffen worden. In unserer Arbeit und in unserer Sexualität, im weitesten Sinn des Wortes. nehmen wir an der Schöpfung teil; Fülle Lebens bedeutet auch. arbeitender und ein liebender Mensch zu werden. Das Leben der meisten in der ersten Welt gleicht aber eher einem gestreckten Tod, der viele Jahre andauern kann. Es ist schmerzfrei, es gibt ja genug Pillen; es ist gefühlsfrei: 'Sei nicht so emotional' ist in unserer Sprache ein Schimpfwort; es ist gnadenlos, weil das Leben als selbsterarbeitet angesehen wird und nicht als Geschenk des Schöpfers; es ist ein Leben ohne Seele in einer Welt, die alles in Tauschwerten ausrechnet; nichts ist in sich selber schön und glückversprechend. es zählt nur, was man dafür bekommt. Wir sind leer und gleichzeitig angefüllt mit überflüssigen Waren und Gütern. Es besteht eine seltsame Beziehung zwischen den vielen Dingen, die wir besitzen und konsumieren, und der Leere unseres wirklichen Daseins.«

Felix von Cube hat<sup>3</sup> »aggressive Langeweile«, abgeleitet aus der Verhaltensbiologie, zum Kennzeichen einer Wohlstandsgesellschaft erklärt. Lust ohne Anstrengung, wie sie in einer Schlaraffenlandgesellschaft möglich

geworden ist, verlangt immer exotischere, ausgefallenere Formen des Genusses - manche sprechen vom »Gesetz der abnehmenden Genußempfindung«. Allein mit »Erziehung zur Verantwortung«, wie Cube sie vorgeschlagen hat, wird dem kaum beizukommen sein. Eine These von Eduard Pestel ist in diesem Zusammenhang wichtig: »Eine seelisch ausgehöhlte Menschheit (wird) dem Chaos weltweiter brutalster Auseinandersetzungen nicht entgehen können«4. Konservative Bilder der seelischen Aushöhlung bis hin zu Ernst Jüngers »Marmorklippen« gehören in den gleichen Kontext.

Mit Formeln konservativer Kulturkritik allein kommen wir allerdings nicht viel weiter. Wenn wir die »Langeweile der Subsistenz« als Gegenpol zu jener »produktiven Unzufriedenheit« sehen, von der sich im Zusammenhang des Wachstumszwanges sprechen läßt, dann können wir uns auch andere Dimensionen erschließen. Die Unzufriedenheit ist die Antriebskraft für nahezu jegliches menschliche Handeln, daher ist es prinzipiell weder wünschenswert noch möglich, sie aufzugeben. Sie ist als Bedürfnisoffenheit bei aller Ambivalenz - die Voraussetzung, die Grundbedingung der Anpassung und der Orientierung der Menschen auf neue Strukturen: Hätten wir, wie die Tiere, alle eine starre, standardisierte Bedürfnisstruktur, dann könnten wir auf die »Begrenzungskrise« nur durch Verminderung der Bevölkerungszahl reagieren, im Extremfall würde die Gattung an der Grenze ihrer Ressourcen zwangsläufig aussterben. So aber können wir uns in immer neuen Nischen ausreichend und angenehm einrichten. Bedürfnisoffenheit muß nicht notwendig zur Zerstörung des Lebensraumes führen, und es bleibt unsere Aufgabe, nach Lebensformen zu suchen, die ohne Restriktion und Zwang zur Askese »erfülltes Leben« möglich machen.

Zu entwickeln sind heute und für morgen stabile Lebensweisen, die mit den Erfordernissen »dauerhafter Entwicklung« (oder »Nachhaltigkeit«) im Kontext ökologischer und sozialer Probleme in Übereinstimmung stehen auch bei uns in den Gesellschaften des relativen Wohlstandes (den reichsten

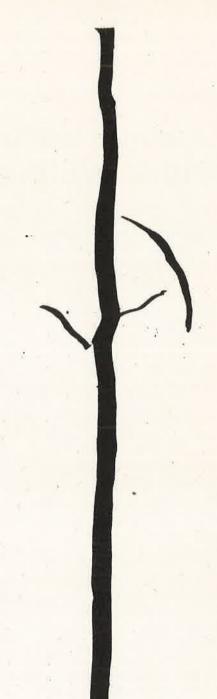


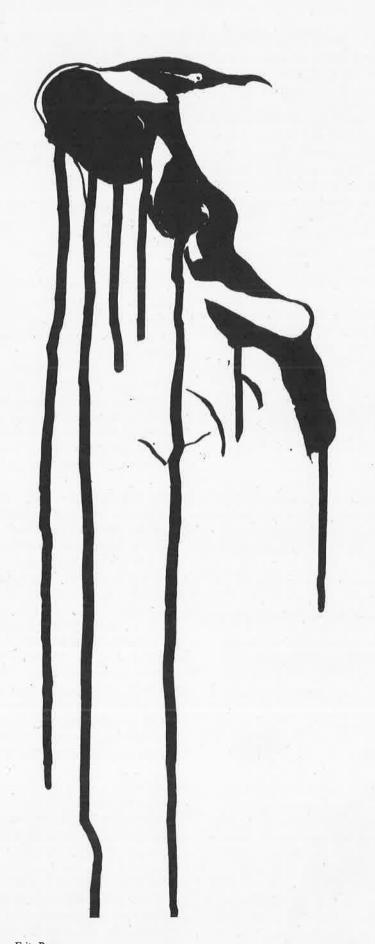
Es mag sein, daß in den Widersprüchen der Gegenwart sich die Keime einer solchen Lebensweise, die dann auch auf die Ausbeutung anderer verzichten kann, bereits herausbilden.

Der von Dorothee Sölle formulierte Anspruch auf »Leben in seiner Fülle«, wie er gefährdet ist gleichzeitig durch Armut und durch innere Leere, wird gesellschaftlich relevant erst dann, wenn er nicht nur von kulturkritischen Philosophen oder Theologen erhoben wird. Besteht die Chance, daß eine Idee zur Macht wird, weil sie von den Massen aufgegriffen wird - die »Massen« aber hier die Menschen der Wohlstandsgesellschaft mit neuartigen Ansprüchen an Lebensqualität sind?

Die Hoffnungen für eine mögliche Zukunft liegen in der Lust des Lebens zu sich selbst (Th. Mann). Nur die Angst um drohenden Verlust, nur der Versuch, die Träume einzuholen, nur die Fähigkeit, Glück zu empfinden, nur die Zeit im wirklichen Genuß des Lebens aktiviert alle Kräfte für die Suche nach gangbaren Pfaden. Die Ahnung von der Qualität entfalteter Humanität des gesellschaftlichen Individuums und des Glücks der Gemeinschaft der Menschen - vielleicht motivieren sie am stärksten zum Kampf um das Leben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Haß und Neid, daß der auf ein habgieriges Mängelwesen reduzierte homo oeconomicus in der Lage wäre, die Vernichtung seiner selbst aufzuhalten: Das kann nur die Liebe zum Leben, nicht die Verfolgung irgendwelcher Chimären, Ideen, Prinzipien.

Einiges von dem, was mir wichtig ist, erscheint in den Argumenten des Ökonomen Burkhard Strümpel - es sind für die kulturwissenschaftliche Lebensweiseforschung außerordentlich wichtige Zugänge, die uns von der deskriptiven Ebene auf die analytische helfen. Strümpel<sup>5</sup> geht aus von den (durch die martialische Sprache der expansiven Ökonomie der Export- und Absatzoffensiven, der Markteroberungsfeldzüge





Fritz Panzer

und Überlebenskämpfe kaum verdeckten) Zweifeln an der Sinnhaftigkeit der Leistung, wie sie mühsam zu kompensieren versucht werden durch Anleihen bei der Kultur: Durch »Unternehmenskultur« und Imagepflege sollen die Motivation der Mitarbeiter geweckt, ihre Sinnzweifel durch eine hausbackene Unternehmensphilosophie übertüncht werden.

»Viele Erwerbstätige gestehen sich ein, daß sie mit belanglosen oder gar moralisch fragwürdigen Tätigkeiten beschäftigt sind, etwa wenn die 17. Sorte Schokolade gemischt oder in das Supermarktfach eingeordnet werden muß, wenn ein Team in einer Werbeagentur der Konkurrenz des Auftraggebers ein halbes Prozent Marktanteil abjagen oder wenn die Rechtsanwaltsgehilfin Forderungen eines Kreditvermittlers mit 20 Prozent Zins und Zinseszins bei sozial Schwachen einzutreiben hat. Wirtschaftspazifistische Motive verdichten sich in dem Wunsch nach Innehalten, Atemholen, Bilanzieren, etwa in Äußerungen wie: 'Es wächst uns alles über den Kopf'; 'genug ist genug'; 'erst einmal klarkommen mit dem. was wir haben'«.

Strümpel schließt aus der im internationalen Vergleich hohen Sparquote der Bundesdeutschen:

»Unerfüllte Konsumansprüche sind nicht das Hauptproblem des Durchschnittsbürgers, wohl aber die unerwünschten Begleiterscheinungen der wirtschaftlichen Dynamik, wie technologische Arbeitslosigkeit, die mannigfachen Risiken, die neue Techniken mit sich bringen - und nicht zuletzt die Umweltzerstörung.«

Der Umwelt wegen, das weiß man, würden viele auch finanzielle Abstriche machen bzw. mehr zahlen, auch wenn dies sich in der Konsumstatistik kaum niederschlägt - oft werden den Verbrauchern Optionen für umweltfreundliches Verhalten verwehrt. Weil das »Vollzeitarbeitsverhältnis« immer noch dominiert, sind »Optionen für eine Verminderung der Erwerbsarbeit, die ebenso beschäftigungs- wie umweltfreundlich wären, verwehrt.«

Das Umschalten von produktiver zu konsumtiver Konsumtion von gesell-

schaftlichem Reichtum wird blockiert nicht nur, weil die Erwerbstätigen mit Recht fürchten müssen, dies werde zunächst und primär auf ihrem Rücken geschehen, sondern auch, weil das System von Rendite und Finanzen es Aus erschwert: strukturell (Massen-)Produktion läßt sich immer noch mehr Rendite erwirtschaften als aus Dienstleistungen (kann man da nicht fiskalisch etwas ändern?), und die öffentlichen Hände sind immer noch großzügiger bei den Investitionen als bei den personalintensiven Folgekosten. Sicher ist dies auch deswegen so, weil dank der sozialen Zähmung der Moderne die lebendige Arbeit nicht mehr beliebig rasch geheuert und gefeuert werden kann - aber das ist nicht der einzige Grund.

Es gibt andere Hindernisse für das einer dauerhaften Entwicklung angemessene Verhalten:

»Solange das Leitbild der 'Konsumfreiheit' Teil unserer offiziellen Wirtschaftsideologie ist, reicht eine Minderheit von unbekümmerten Anhängern einer Aufwandskonkurrenz über Konsumgüter aus, um die umweltbewußte Mehrheit an dem kollektiven Sinn ihres Tuns zweifeln und im konkreten Fall auch verzweifeln zu lassen« (Strümpel).

Gleichzeitig ist damit zu rechnen, daß selbst massenhaft nachvollzogene Verhaltensänderungen (über)kompensiert werden durch Wachstum: Wenn unsere Autos weniger verbrauchen, sauberer werden und seltener benutzt sind, so steigt gleichzeitig weltweit die

Zahl der Autos so stark, daß von dem Spareffekt nichts mehr bleibt. Aus diesem Dilemma wird schwer herauszukommen sein - am wenigsten aber, wenn nicht einmal bei uns neue Standards leb- und denkbar werden.

Aber wie wäre es, wenn sich bei uns die Standards, an denen Reichtum und Armut gemessen werden, ändern würden? Was würde geschehen, wenn »Leben in seiner Fülle« plötzlich massiv eingefordert würde von einer jungen Generation, die erfährt, daß sie mittels materiellen Reichtums nicht nur um eine Zukunft in anständiger Umwelt, sondern auch um ein anständiges Leben selbst betrogen worden ist?

Überlegungen dieser Art mögen naiv scheinen. Aber wo sonst (außer über große historische Katastrophen) sollen Perspektiven liegen? Man wird ja wohl einmal darüber nachdenken dürfen. Die Trends, soll Igor Bestuschew-Lada gesagt haben, sind ohnehin alle negativ, wir können uns getrost den wenigen verbleibenden Alternativen widmen.

### ANMERKUNGEN:

- Schweizerisches Archiv für Volkskunde 1916, S. 286.
- 2 Dorothee Sölle: Wege zum Leben in seiner Fülle. In: Die Zeit Nr. 34 v. 19.8.1983, S. 14.
- 3 Vgl. Jutta Roitsch: Nicht auf das Schlaraffenland programmiert. In: Frankfurter Rundschau v. 26.9.1989.
- 4 Eduard Pestel in: Die Zeit v. 8.8.1980, S. 25.
- 5 Burkhard Strümpel in: Udo Ernst Simonis (Hg.), Basiswissen Umweltpolitik; auch: Frankfurter Rundschau v. 26.3.1991.



### 

### **AUTOR/INN/EN DIESES HEFTES**

### Iris Fink

Dramatikerin, Lyrikerin und Studentin am Grazer Institut für Volkskunde.

### Gerti Furrer-Petritsch

Studierte Volkskunde in Graz und lebt jetzt in Vorarlberg.

### Wolfgang Kaschuba

Professor am Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft in Tübingen. Sein Schwerpunkt ist Volkskultur im weitesten Sinn.

### Dieter Kramer

Dozent für Kulturwissenschaft aus Marburg. Spezialisiertes und ambitioniertes Forschungsinteresse an Arbeiterkultur, Freizeit, Tourismus, Gesellschaftsentwicklung.

#### Ute Mohrmann

Professorin im Bereich Ethnographie der Humboldt-Universität zu Berlin. Schwerpunkte: Arbeiterkultur, Wissenschaftsgeschichte.

### Arnold Niederer

Emeritierter Professor für Volkskunde in Zürich, den man eigentlich gar nicht vorzustellen braucht.

### Klaus Rüscher

Studiert Volkskunde und Geschichte in Graz. Interessiert sich für den volkskundlichen Film und schaffte gemeinsam mit KollegInnen bereits ein erstaunliches Debüt.

### **Doris Schmid**

Studierte am Institut für Volkskunde in Graz und schreibt mittlerweile an einer Dissertation über die Armenausspeisung in Graz.

### Christian Stadelmann

Studiert Volkskunde in Wien. Er ist engagierter Studentenvertreter und versucht, an einer Neuerung der österreichischen Volkskunde mitzuwirken.

# Materieller Reichtum – soziale Verarmung

Nachruf auf eine verlorene Lebenswelt

Arnold Niederer

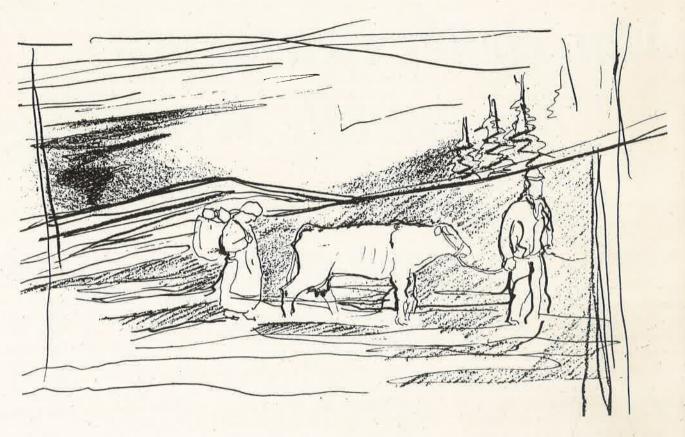
Die Entwicklung von der »Gemeinschaft« zur »Gesellschaft«. wie sie Ferdinand Tönnies zu Ende des letzten Jahrhunderts als Wesenszug der modernen Gesellschaft beschrieben hat, verläuft auf dem Lande parallel zur Ablösung der auf Eigenproduktion beruhenden Bedarfdeckungswirtschaft durch die Geld- und Warenwirtschaft. Dabei läßt sich bei steigender Mobilität der Bevölkerung die Lockerung familiärer und lokaler Gemeinschaftsbindungen im Alpengebiet wie in einem Laboratorium Schritt für Schritt verfolgen. In abgelegeneren, verkehrsarmen Regionen gibt es noch viele Menschen, die - in traditionelle Gemeinschaftsordnungen hineingeboren - im Laufe ihres Lebens den Übergang von der Gemeinschaft in den Zustand zunehmender Isolation durchgemacht haben, wie er sich durch das Überhandnehmen des öffentlich sanktionierten Leistungsund Konkurrenzprinzips ergeben hat. Während die allgegenwärtige Unsicherheit der alpinen Natur zu Überlebensstrategien zwang, die sich nur in solidarischen Gemeinschaften realisieren ließen, ermöglichen die Industriewirtschaft und der Wohlfahrtsstaat die Freiheit von Verpflichtungen, wie sie die Gemeinschaft als Entgelt für die von ihr gewährte Sicherheit verlangte. Von daher erscheint die traditionelle Gemeinschaft und Gemeinwirtschaft, wie sie sich in Rückzugsgebieten wie den Alpen am längsten erhalten hat, als Zwangsgemeinschaft, die jedoch als Selbstverständlichkeit erlebt wurde, solange es keine Alternativen dazu gab.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam durch die Gründung von größeren In-

dustrieunternehmungen, die durch pendelnde Arbeitskräfte auch aus abgelegeneren Orten relativ leicht erreicht werden konnten, sowie durch zunehmenden Fremdenverkehr vorher nicht gekannte Dynamik und Mobilität in den alpinen Raum. Die sich rasch verbessernde Einkommenssituation führte zu einem Anstieg des Lebenshaltungsniveaus, das sich in der Verfeinerung der Konsumgewohnheiten, der Anschaffung von Motorfahrzeugen sowie von Maschinen zur Erleichterung der vielfach nebenberuflich beibehaltenen Landwirtschaft äußerte. Dank der wachsenden Steuereinnahmen und staatlicher Subventionen kamen die Gemeinden in die Lage, bedeutende Mittel in die Verbesserung der kommunalen Infrastrukturen und der öffentlichen Dienstleistungen zu investieren. Es konnten nun Werke in Angriff genommen werden, von denen man früher nicht zu träumen gewagt Trinkwasserversorgung, Schul- und Gemeindehäuser, Krankenstationen, Tiefkühlanlagen, Bibliotheken und Ortsmuseen. Das Straßennetz konnte bis zu den Hochalpen hinauf, wo früher nur Maultierpfade hingeführt hatten, für den Motorverkehr ausgebaut werden. Durch Lawinen- und Wildbachschutzbauten konnten sentliche Gefährdungen der Siedlungen und der Kulturen gebannt werden. Der dank der Lohnarbeit der Pendler rasch wachsende materielle Wohlstand führte nicht zuletzt zur verbesserten medizinischen Versorgung, was sich als Rückgang der Kindersterblichkeit und als Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer auswirkte. Auch in den Bergdörfern gibt es heute viel mehr Leute als noch um Jahrhundertmitte, so daß sich die

Behörden mit Plänen für den Bau von Altersheimen befassen, was noch vor einem Jahrzehnt nicht denkbar gewesen wäre, weil es Ehrensache der Familie war, ihre Alten bis zum Lebensende im Hause zu behalten. Bei den erhöhten Raumansprüchen der jungen Generation (jedem Kind sein eigenes Zimmer) kommt es vielfach zur Aufgabe der Dreigenerationenhaushalte.

Das wachsende Einkommen förderte die Entbindung von Individualwünschen. Die Leute im Dorf haben jetzt nicht mehr die gleichen Interessen wie früher an gemeinsamen Gütern und deren Verwaltung, sondern individuelle Konsumwünsche. Von der kraftsteigerung und der Kauflust profitiert jedoch nicht der Einzelhandel im Dorfe. Infolge der Motorisierung können jetzt die Güter des gehobenen Bedarfs im nächsten Supermarkt erworben werden, und manche Dorfläden gehen ein, weil die Leute dort nur noch Kleinigkeiten kaufen. Mit der Annahme auswärtiger Lohnarbeit durch einzelne Familienmitglieder lösen sich die Familienbetriebe auf, und das Leben im Dorfe polarisiert sich in Öffentlichkeit einerseits und Privatheit anderseits. Während es zu der Zeit, da die Familien noch Produktionsgemeinschaften waren, keine ausgrenzbare Freizeit gegeben hatte, brachte die Arbeit in der Industrie mit der Trennung von Arbeits- und Wohnplatz auch eine von der Erwerbsarbeit abtrennbare Freizeit. Das stets elementare und vitale Unterhaltungsbedürfnis kann jetzt, seit man Radios und Fernsehapparate in jeder Wohnung installiert hat, durch den von außen gelenkten Medienkonsum befriedigt werden, während man



Robert Isak

früher die Abende mit Nachbarn und Freunden verbracht hatte. Die lokalen Feste, bei denen alle zu gleicher Zeit und am selben Ort Akteure und Zuschauer zugleich gewesen waren, verlieren an Bedeutung, seitdem die moderne Massenkultur durch das Fernsehen in alle Ritzen des täglichen Lebens eindringt und den früher deutlichen Unterschied zwischen den Festtagen und dem gewöhnlichen Alltagsleben verwischt. Geld und Eigentum werden kaum mehr ohne Zins oder Pachtgebühr an Verwandte und Freunde geliehen, weil jetzt »alles seinen Preis hat«. Manche Heranwachsende anerkennen Gruppenverpflichtungen nur so lange, wie sie davon profitieren können. Das bekommen vor allem die Dorfvereine zu spüren. Durch die bürokratische Erfassung, wie sie sich zum Beispiel durch das öffentliche und private Versicherungswesen und die allgemeine Steuerpflicht ergibt, wird der einzelne in straff regulierte und unpersönliche Prozeduren verwickelt und gewissermaßen als Nummer oder als »Fall« behandelt.

Da viele Aufgaben und Funktionen jetzt Sache der Öffentlichkeit geworden sind, die früher in Gemeinschaften - meist in Familie und Verwandtschaft - übernommen wurden (wie zum Beispiel die Kranken- und Alterspflege), ist der einzelne nicht mehr in dem Maße wie früher auf Gemeinschaften angewiesen. Dadurch ergeben sich auch auf dem Lande vermehrte Möglichkeiten für ein Leben als Einzelgänger, der in städtischen Verhältnissen - wie aus gesicherten statistischen Unterlagen hervorgeht - nicht mehr selten ist.<sup>2</sup>

Wir meinen, daß eine prosperierende Wirtschaft und eine einigermaßen garantierte soziale Sicherheit noch keine Gewähr für persönliches Wohlbefinden und Glück bieten. Die Konsumgesellschaft kann nicht alles geben, während sie gibt, nimmt sie auch. Hinter der Zuflucht zu immer mehr Besitztümern findet man das Sehnen nach authentischer Kommunikation, denn die Medien haben die Menschen einander kaum viel näher gebracht, auch wenn sich mit ihnen die Einsamkeit vorübergehend vertreiben läßt. Nur innerhalb von Gruppen vom Typus »Gemeinschaft«, für welche die Familie das Muster ist, können die Bedürfnisse nach Geborgenheit und bedingungsloser Zugehörigkeit sowie nach Wärme und körperlicher Nähe befriedigt wer-In einem bestimmten Bereich mag eine Kultur oder eine Zeit einer anderen überlegen sein. Die unsere steht mit Bezug auf das Pro-Kopf-Einkommen und die technischen Errungenschaften an der Spitze der Entwicklung, krankt aber in den grundlegenden sozialen Beziehungen Formalismus, leerem Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit, d.h. an sozialer Verarmung.

Doch wenden wir uns wieder den Verhältnissen und Wandlungen im Alpenraum zu. Eine Einrichtung, welche das traditionelle alpine Gemeindeleben durchzog, war die Gemeinschaftsarbeit<sup>3</sup>, die zum Teil der Erhaltung des Gemeinbesitzes an Weide, Wald, Wasser, Wegen und Straßen diente, zum Teil in der Form von Nachbarhilfe auf Gegenseitigkeit geleistet wurde und brauchmäßig geregelt war. Mit diesen Gemeinschaftsarbeiten waren zahlreiche alltägliche zwischenmenschliche Kontakte verbunden, welche den »sozialen Reichtum« des Dorfes aus-

machten. Die Gemeinschaftsarbeit war in bargeldlosen Gemeinschaften mit relativ einfacher Technik ein Mittel im Kampf gegen Mangel und Not, entbehrten aber anderseits nicht rekreativer und ludischer Elemente. Sie gab jüngeren Teilnehmern Gelegenheit. sich im Wettbewerb, zum Beispiel beim Mähen der Gemeindewiesen. messen. Die Burschen versuchten, einander »auszumähen«, das heißt aus der Reihe der fortschreitenden Mäher zu verdrängen, wobei der Verdrängte den Spott seiner Kameraden einstecken mußte. Wo es keine solchen Gelegenheiten zum Wettbewerb gab, kamen allerlei Possen und Neckereien zum Zuge, besonders wenn Personen beiderlei Geschlechts an der Arbeit waren. Gemeinschaftsarbeiten waren stets auch Umschlagsplatz für Dorfneuigkeiten und Gerüchte. Es gab auch die festliche Überhöhung solcher Arbeiten, sei es durch besonders reichhaltige Verpflegung durch den Veranstalter der Gemeinschaftsarbeit, sei es durch Musikbegleitung von Pfeifern und Trommlern. Mit ihrer Muskelkraft leisteten die Teilnehmer die für die Gemeinschaft unentbehrliche Arbeit, mit ihrer Fähigkeit zu geselligem Kontakt mit ihren Mitmenschen waren sie ein wichtiges Element für den Zusammenhalt der Gruppe. Heute nimmt an den Arbeiten für die Gemeinde - am Gemeinwerk - nur noch teil, wer nicht etwa eine Verdienstmöglichkeit versäumt. Die Gemeindearbeiten werden jetzt fast überall durch voll- oder teilzeitlich fest angestellte Arbeitskräfte besorgt. Die traditionsreiche Art des kommunalen Frondienstes, dieses gemeinsame Handanlegen, könnte jedoch Falle eines Rückganges der Steuereinnahmen wieder erhöhte Bedeutung erlangen.

Die Gemeinschaftsarbeit unter Nachbarn vermischte sich oft mit der geselligen Arbeit, bei der nicht so sehr die Arbeit, als das vergnügliche Zusammensein im Vordergrund stand. Solche Gemeinschaftsarbeit reichte in viele Schichten des menschlichen Daseins hinein, so auch in die Erotik, wenn bei den abendlichen Zusammenkünften besondere Bräuche Kontakte zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts begünstigten. Als die Dörfer nicht länger wirtschaftlich gleichge-

richtete und sozial relativ homogene Körperschaften waren, äußerte sich die Erinnerung an die Zeit der »frohen Arbeit« in Veranstaltungen, bei denen unter Bezeichnungen wie »Spinnet« (Spinnabend), »Nußknacket« diese und jene Wirte zu unterhaltsamen, aber doch kommerziell motivierten Zusammenkünften einluden, wobei die entsprechenden Arbeiten meist gar nicht mehr ausgeführt werden.

Die soziale Verarmung zeigt sich in vielen alltäglichen Erscheinungen. Früher diente als dörfliches Kommunikationszentrum oft noch die Straße, welche Schauplatz der spontanen Geselligkeit war, bevor die Menge und das Tempo des auf ihr stattfindenden Waren- und Menschentransportes ihr Wesen bestimmte. Die Konzentration der Versorgungswirtschaft hat die traditionellen Dorfläden verdrängt, die eine besonders für die Frauen nicht zu unterschätzende Sekundärfunktion Dienste der dörflichen Öffentlichkeit hatten. Die Bäuerin, die früher immer im Dorfladen einkaufte, von der Ladenbesitzerin selbst bedient wurde und mit ihr zu schwatzen pflegte, ist jetzt auf den Supermarkt angewiesen. An die Stelle der Ladenbesitzerin sind Selbstbedienungsregale und die Registrierkasse mit anonymer Bedienung getreten.4

Heute sieht man auch immer häufiger, daß junge Familien die angestammten oder ererbten Wohnungen aufgeben. Sie bauen ihre Eigenheime außerhalb des Dorfes, vorzugsweise in sonniger Hanglage. Dadurch veröden die alten Dorfkerne, und es verschwinden früher selbstverständliche spontane Sozialkontakte. Die Bewohner der neuen Eigenheime suchen sich in ihren Wohnungen durch erhöhten Komfort und bessere Hygiene ein Surrogat für die verlorene Integration ins Dorfleben zu schaffen. Wo der Mann als Pendler den größten Teil des Tages von daheim abwesend ist, entwickeln sich bei manchen Frauen in Ermangelung identitätsfördernder zwischenmenschlicher Kontakte fremdbestimmte Ordnungsvorstellungen und Zwänge, bei denen der Mensch mehr und mehr zum Sklaven der Wohnung wird.<sup>5</sup>

Am meisten leiden unter der sozialen Verarmung die alten Menschen. In den früheren, durch das Selbstversorgungsprinzip geprägten Familien hatten die alten Leute (und auch die Behinderten) ihre ihnen angemessenen Beschäftigungen; sie wurden gebraucht. Alte Frauen strickten Strümpfe für den Nachwuchs und flickten Arbeitskleider: verrichteten leichte Männer Arbeiten im Haus (zum Beispiel im Zusammenhang mit der Hausweberei), halfen im Stall mit und flochten Körbe. Im besonderen oblag den Großeltern und ledigen Tanten die Obhut und auch die Erziehung der kleinen Kinder, wenn die Eltern bei der Feldarbeit waren. Da jetzt wegen der Reduktion der Landwirtschaftsbetriebe und der Aufgabe des arbeitsintensiven Getreide- und Flachsbaus die Mütter mehr Zeit für ihre Kinder haben und außerdem vielerorts schon Kindergärten bestehen, ist diese Erziehungshilfe nicht mehr notwendig.

Hatte es unter traditionellen Verhältnissen, als die Familie noch eine Produktionsgemeinschaft war, keine »Altersgrenze« gegeben, sondern nur einen allmählichen Übergang von schwereren zu leichteren, aber stets nützlichen Beschäftigungen, so beginnt man sich heute auch in den Bergdörfern mit dem Gedanken an außerhäusliche Versorgung der Alten zu befassen, deren Hilfe und Rat nicht mehr benötigt werden. Dabei wird jedoch auch darauf geachtet, daß gegenseitige Besuche stets möglich sind.

Die Frage nach den Auswirkungen der Massenmedien - insbesondere des Fernsehens - auf die älteren Menschen ist kaum ernsthaft gestellt worden. Es heißt etwa, das Fernsehen gäbe den Alleinstehenden das Gefühl der Zugehörigkeit zur Welt. Es fragt sich jedoch. ob der konsequente Medienkonsum nicht bisherige soziale Beziehungen verschüttet. Die vorwiegend durch die städtische Kultur geprägten Medienleute gestalten mit Vorliebe Sendungen, die der internationalen Mode angepaßt sind. Es sind dies Themen, die von denjenigen der alten Leute in ländlichen Verhältnissen und deren Erfahrungswelt eher fernliegen, wenn

es sich nicht gerade um Problembereiche der Gesundheitsvorsorge oder der sozialen Absicherung handelt. Während junge Leute die Defizite des massenmedialen Angebots durch Kontakte in Peer-groups und anderen Teilöffentlichkeiten ausgleichen können, ist der alte Mensch vielfach mit dem fremdbestimmten Medium, das er nur passiv rezipiert und das ihn nicht fordert, alleingelassen. Die negativen Auswirkungen werden dann sichtbar. wenn alte Menschen den Bildschirm nicht aus dem Auge lassen, während sie mit Enkelkindern, Freunden und Nachbarn sprechen. Die Einwegkommunikation mit dem Apparat verhindert dann die konkrete sinnliche Wahrnehmung des Gesprächspartners durch Berührung und Körperkontakt. Persönliche soziale Beziehungen werden durch künstliche ersetzt.

Interessant ist die Beobachtung, daß sich Geisteshaltung und Wertvorstellungen der Bergbevölkerung trotz Integration wachsender in Industriegesellschaft zum Teil immer noch an der traditionellen Selbstversorgungswirtschaft orientieren und daß die Arbeiterbauern ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit die Priorität geben, obschon sie dafür weniger Zeit aufwenden können als für die Arbeit in der Fabrik. In der subjektiven Einstellung wird der Hauptberuf (Fabrikarbeiter), der außerhalb der Landwirtschaft liegt, nicht als solcher empfunden. Die Bargeldbeschaffung ist das alleinige Movens für die Betätigung in der Fabrik. Das Festhalten am vielfach finanziell defizitären Zwergbetrieb kann als eine unbewußte Form des Widerstandes gegen die Zwänge der unselbständigen Lohnarbeit (als Hilfsarbeiter) verstanden werden. Das Einkommen aus der Lohnarbeit (oft Schichtarbeit) wird nicht selten in den Ankauf landwirtschaftlicher Maschinen investiert. Diese dienen nach der Meinung ihrer Benützer zur Erleichterung und Verkürzung der Arbeit und nicht, wie man annehmen könnte, zur Pro-Mehreren duktionssteigerung. obachtern ist aufgefallen, daß zum Viehhüten auf Privatgrundstücken im Frühiahr und Herbst zwar Elektrozäune aufgestellt werden, daß aber Frauen und Kinder daneben sitzen, sich unterhalten und Handarbeiten ver-



richten. Max Matter schreibt in seiner Dissertation über »Wertsystem und Innovationsverhalten«: »Die Möglichkeiten dieser Neuerung, nämlich die Einsparung von Arbeitskräften, werden nicht ausgenutzt, weil es offenbar der Lötschentaler Bevölkerung eher entspricht, sich die Tätigkeiten mit Maschinen zu erleichtern, als völlig neue Verhaltensweisen einzuführen«.

Noch stellt für die Mehrzahl der Bevölkerung die Familie den nicht zu verdinglichenden Rest der menschlichen Existenz dar. Und in der Tat läßt sich in den entwickelten Industriegesellschaften ganz allgemein ein Rückzug ins Familienleben feststellen; man kann sogar von einer Abkapselungstendenz der Kleinfamilie sprechen. Die Frage ist jedoch, ob dadurch alle menschlichen Grundbedürfnisse befriedigt, ob die Qualität des Lebens so verbessert wird, oder ob diese Privatisierung (»privat« - frz. privé - heißt ursprünglich »beraubt«) nicht ein Ausdruck sozialer Verarmung ist.

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Edgar Morin, Der Geist der Zeit. Versuch über die Massenkultur. Köln/Berlin 1965, S. 77 ff.
- 2 Hans Joachim Hoffmann-Nowotny, »Auf dem Wege zu einer Gesellschaft von Einzelgängern?«. In: Neue Zürcher Zeitung, 7./8. Juli 1984 (Nr. 156), S. 37.
- 3 Arnold Niederer, Gemeinwerk im Wallis, Bäuerliche Gemeinschaftsarbeit in Vergangenheit und Gegenwart. Basel 1956. - Hans-Achim Schubert, Nachbarschaft und Modernisierung. Bine historische Soziologie traditioneller Lokalgruppen am Beispiel Siebenbürgens. Köln/Wien 1980. - Dieter Kramer, »Die Kultur des Überlebens. Kulturelle Faktoren beim Umgang mit begrenzten Ressourcen in vorindustriellen Gesellschaften Mitteleuropas. Eine Problemskizze.« In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 89 (1986), S. 209-225.
- 4 Anton C. Zijderveld, Die abstrakte Gesellschaft, Zur Soziologie von Anpassung und Protest. Frankfurt am Main 1972, S. 96 ff.
- 5 Arnold Niederer, »Regionaltypische Bauten und Identitätsgefühl«. In: Archithese 11 (1981), Mai/Juni-Heft, S. 10-12.
- 6 Max Matter, Wertsystem und Innovationsverhalten. Studien zur Evaluation innovationstheoretischer Ansätze, durchgeführt im Lötschental/Schweiz. Hohenschäftlarn bei München 1978, S. 201 f.



# Statement einer (DDR-) Volkskundlerin aus der BRD

Ute Mohrmann

»Es würde uns freuen, wenn erstmals eine Volkskundlerin aus der DDR in unserem Kuckuck zu Wort käme.« (2.7.90)

Die Redaktion arbeitet erfreulich langfristig. Das beruhigt die Beiträger/innen. Sie haben und lassen sich Zeit, bis sie dann doch in die übliche Drucksituation des kurzfristigen Schreibens geraten. Diese allgemeine Praxis rückt allerdings meine Wortmeldung nun in Umstände, die mich inzwischen - im Frühjahr 1991 - als (DDR-) Volkskundlerin »aus der BRD« schreiben lassen.

Das rasende Tempo der tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen in der DDR seit dem Herbst '89 hält bis heute in den fünf neuen Bundesländern an: Friedlicher Widerstand gegen das politische System in der DDR, Mauer- und Grenzöffnung sowie Zusammenbruch des SED-Regimes, der Ruf nach einig Vaterland, Übergabe der D-Mark, Beitritt zur Bundesrepublik, ein halbes Jahr Lebensrealität entsprechend Einigungsvertrag und eine soziale Krise infolge »unvorhergesehener« Komplikationen. Wir leben diese Jagd der historischen Ereignisse als »Alltag im Umbruch«, im ganzen ehemaligen Land, in den Städten und Dörfern, in jeder Familie.

Die Last realsozialistischer Vergangenheit, unsere Geschichte, wiegt schwer, verletzt, tötet. Ihre Aufarbeitung braucht Tiefe, Zeit, Nachdenken, Gerechtigkeit. Doch schon setzt Verdrängung, sogar doppelte, ein. Ostdeutsche wollen nicht mehr wahrhaben,

wie sie lebten, den Geruch der Unterentwicklung loswerden, wollen ganz schnell zu den Tonangebenden gehören. Westdeutsche verdrängen in der Selbstbestätigung durch die Schwächeren ihre eigene Unvollkommenheit, ihre Angst vor der Zukunft, die Gefahren der Risikogesellschaft.

In den fünf neuen Bundesländern lassen die täglich erfahrbaren Turbulenzen befreiende Perspektiven besonders für die »kleinen Leute« weit entrücken: massenhafte Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit, finanzielle Abhängigkeiten, Benachteiligungen besonders für Frauen und die 40-60jährigen, aber auch Mangel an Lehrstellen, Schließung von Gesundheits- und Kultureinrichtungen, nicht zuletzt von Kindergärten... Seit der »Wende« haben mehr als 500 000, meist Jüngere, den Osten verlassen, die Wiederkehr des altgewohnten Zustandes, daß Aufstieg und Fortschritt nur durch den Weggang nach Westen erreichbar sind. Im Sommer 1989 verließen Tausende ihre Arbeit und suchten die Freiheit. Jetzt nutzen die Ostdeutschen ihre Freiheit, um Arbeit im Westen zu finden. Eine viertel Million Pendler ist unterwegs.

Zu Hause werden Betriebe und Einrichtungen geschlossen. Die Menschen, in ihrer beruflichen Mobilität bisher wenig flexibel und ungewohnt im Umgang mit Arbeitslosigkeit, verlieren an Selbstwertgefühl und Lebenszusammenhang. Realistische Schätzungen gehen inzwischen von drei bis fünf Millionen Arbeitslosen in Ostdeutschland in den kommenden Monaten aus. Diese Prognosen lassen einen Vergleich zu den sechs Millionen Beschäftigungslosen wie zu Zeiten der Großen Depression, dem Gipfel der Weltwirtschaftskrise, aufkommen und - bei aller Un-

vergleichbarkeit der historischen Umstände - die Dramatik des ökonomischen Desasters deutlich werden.

Dabei bleibt festzustellen, daß gerade der desolate Zustand der Wirtschaft und ihrer ökologischen Basis die DDR an den Rand ihrer Existenz geführt hatte. Oder grundsätzlicher formuliert: Zu den Hauptursachen des Zusammenbruchs gehörte offensichtlich die Unfähigkeit des Gesellschaftssystems, eine Produktivkraft zu entwikkeln, die dem Sozialismus gegenüber den westlichen Industriegesellschaften eine Existenzberechtigung gesichert hätte. Viele Erscheinungen, die dem politischen System zugerechnet werden, ergaben sich auch m. E. aus diesem grundlegenden Mangel.

Im Frühjahr 1990 hatte sich die DDR-Bevölkerung für höchst begreifliche und auch - wie ihr von Seiten der CDU-Allianz suggeriert wurde - leicht erreichbare Ziele entschieden: Gleichstellung mit den Westdeutschen, auch in finanzieller Hinsicht; Freiheit, sich ungehindert zwischen Ländern und Kontinenten bewegen zu können. Die Erwartungen von Mehrheiten waren durch die Entbehrungen einer Mangelwirtschaft in der DDR auf die Partizipation an den Vorzügen der sogenannten Wohlfahrtsgesellschaft in der BRD gerichtet. Zumal als versprochen galt: »Keinem DDR-Bürger wird es schlechter gehen als bisher. Im Gegenteil!«1 Der sogenannte »DM-Nationalismus«<sup>2</sup> prägte in der DDR sicher entscheidend das Interesse an der raschen deutsch-deutschen Vereinigung mit. Aus dem demokratischen Anspruch auf Volkssouveränität »Wir sind das Volk!« vom Herbst 1989 war der Ruf nach nationaler Einheit »Wir sind ein Volk!« zum dominanten Thema des

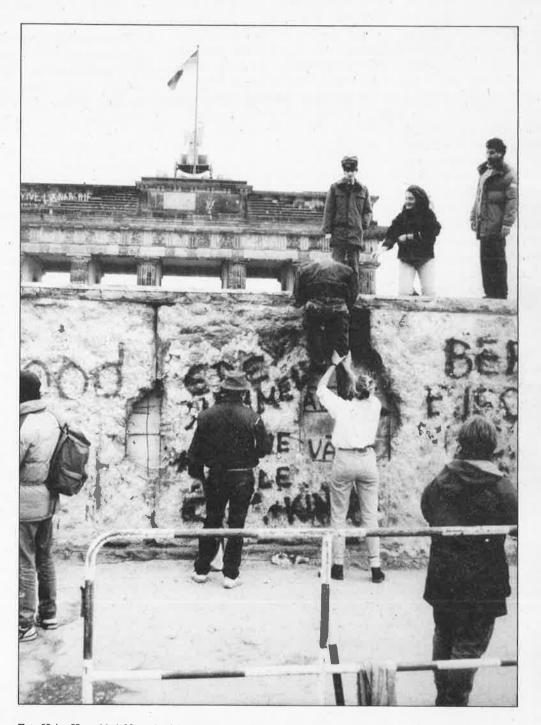


Foto Heinz Henschkel: Neue Ansichten und Aussichten am Brandenburger Tor

Frühjahrs und Sommers 1990 geworden. Politische Überformungen und Vereinnahmungen des oppositionellen Umbruchs erfolgten von innen und außen. Schließlich hat der übereilte Start mit der sofortigen Währungsunion jene Situation geschaffen, in der es gegen die Festlegungen des Grundgesetzes Länder erster und zweiter Ordnung, Bürger und Bürgerinnen minderen Rechts gibt, dies aber in einem Staatswesen, dessen Verfassung eine Ungleichheit verbietet.

Während Konferenzen »Zwei Klassen in Deutschland?« und »Deutsche zweier Klassen!« thematisieren, klagt die Straße die Wahlversprechen ein und artikuliert drastisch: »Jetzt sind wir die Bettler der deutschen Nation!« (27.3.91). Als Antwort und vorösterliche Botschaft läßt der Bundeskanzler, Helmut Kohl, wissen, er habe nichts von seinen Versprechen zurückzunehmen; es werde in drei bis fünf Jahren in der ehemaligen DDR blühende Länder geben (27.3.91).

Immer noch bin ich ratlos, überrascht, überrannt. Von der Geschichte in der DDR geprägt, verkörpere auch ich diese Geschichte. Sie verlief voller Brüche und Umwege, bis sie schließlich scheiterte. So ist sie auch nicht im Schnellgang nachzulesen, sie muß vielmehr erst geschrieben werden.

Meinem Vortrag anläßlich des 100jährigen Jubiläums des Museums für Volkskunde (O-Berlin) am 14. November 1989 hatte ich angesichts der keineswegs widerspruchsfreien Museumsgeschichte und der gerade in der DDR aufgebrochenen Volksbewegung »von unten« meine damalige Vorstellung von der Chance einer demokratischen Umgestaltung der DDR zu einer Gesellschaft sozialistischen Typs, wie sie bisher noch nicht existierte, voran-

gestellt.<sup>3</sup> Inzwischen weiß ich, daß sich auf Politik und Wirtschaft der ehemaligen DDR keine Alternativen hätten gründen lassen. Das aktive Wirken und Eingebundensein in die gesellschaftlichen Strukturen des Systems belasten, fragen nach persönlicher Schuld, verlangen Aufarbeitung. Dabei trifft der Verlust an politischer Vision, die auf Überzeugung basiert, hart. Aber gerade deshalb ist das Nachdenken über "woher« und "wohin« auch der ehemaligen DDR-Volkskunde existentiell notwendig.

Die Volkskunde des Neubeginns Anfang der fünfziger Jahre und die fortan phasenspezifisch widersprüchliche Konsolidierung des Faches sind ein Stück Wissenschaftsgeschichte, das von den gesellschaftlichen Entwicklungen in der DDR beeinflußt und so auch eingebunden war in das Funktionieren von Geisteswissenschaften im politischen System.4 Dabei vollzog sich in der unmittelbaren Forschungspraxis Wissenschaftsentwicklung der eine Volkskunde, die - vom internationalen Forschungsstand stimuliert - denselben entscheidend mitzubestimmen mochte.

Die gesellschaftlichen Veränderungen seit dem Herbst 1989 verlangen nun auch von der universitären Volkskunde nachdrücklich, Lehr- und For-

schungskonzepte zu hinterfragen. Dabei geht es um die Analyse der DDR-Volkskunde insgesamt und ihrer differenzierten Auswirkungen auf die Lehre. Das schließt die Frage nach den sachlich zu bewertenden Leistungen ebenso wie die nach den Verlusten einer kritischen Kulturgeschichtsschreibung ein. Die Negierung des Gewinns an Historizität und Gegenwartsbezug wäre allerdings ein Schritt, aus dem Bewußtsein der eigenen Wissenschaftsherkunft auszusteigen, ein Schritt gegen die Aufarbeitung, für die Verdrängung. Gilt die historisch-materialistische Arder DDR-Volkskunde beitsweise »aufgehoben« zu werden, so verlangt sie die Abgrenzung von dem mechanistischen Geschichtsbild, vor allem von der Sterilisation überkommener Klassen- und Schichtenmodelle, den Abbau Theoriedefizite übervorhandener haupt.

Die weitgehende Marginalisierung der Volkskunde im Ensemble der DDR-Gesellschaftswissenschaften führte teilweise zu wissenschaftlicher Selbstgenügsamkeit, eröffnete aber zugleich auch Spielräume für ein relativ eigenständiges wissenschaftliches Agieren. An der Universität vollzog sich vor allem in den achtziger Jahren durch Wolfgang Jacobeit eine Öffnung des Faches nach außen. Sie schlug sich nieder in der Mitarbeit in internationalen

Gremien, ermöglichte die Bearbeitung international anerkannter Forschungsthemen und führte zur Einbeziehung ausländischer Fachkollegen in die volkskundliche Lehre. Dadurch wurde fachlicher Begrenztheit mit unterschiedlichem Engagement und unterschiedlicher wissenschaftlicher Fundierung begegnet. Es konnte eine historisch-volkskundliche Arbeitsweise entwickelt werden, die Kultur und Lebensweise breiter Bevölkerungsschich-

ten als Alltagsgeschichte in jüngerer Vergangenheit und Gegenwart zum Forschungsinhalt bestimmte und mehreren Studentengenerationen im Direkt- und Fernstudium vermittelt wurde.

Mit Wissenschaftsprogrammatik und vor allem Gegenwartsforschung war auch der Berliner Lehrstuhl eingebunden in das Funktionieren von Wissenschaft in der ehemaligen DDR. Kritische Innensichten speziell auf den Alltag, blieben punktuell.<sup>5</sup> Sie gründeten auf der Annahme einer sich »weiter stabilisierende(n) Existenz der DDR«6 und verbanden sich deshalb eher mit der Sicht auf Phänomene als mit dem konsequenten Hinterfragen sozialer und kultureller Zeitgeschichte. Die ethnographische Ausbildung half mit Erfolg Fachkompetenz vor allem im Museumswesen zu entwickeln. Wurde politischen Befriedung Kommerzialisierung der Kulturpraxis durch Folklore, Volkskunst und Eeste im Fach begegnet, so begann der wissenschaftliche Diskurs dazu allerunmittelbar dings erst vor der »Wende« aufzubrechen.

Der gesellschaftliche Wandel impliziert nun einen Umbruch, der die Analyse des Vergangenen und die Erneuerung der DDR-Wissenschaft zeitgleich verlangt.

Im Rahmen der erforderlichen Neugründung geisteswissenschaftlicher Fachbereiche an der Humboldt-Universität zu Berlin beantragten im Januar 1991 die Hochschullehrer, wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen und Studentenvertreter des Bereiches Ethnographie - in Wiederholung ihres Antrages vom Sommer 1990 - die Gründung eines Instituts für Volkskunde/Europäische Ethnologie.

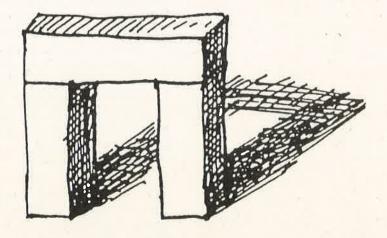
Mit der Konzentration auf die deutsche Volkskunde und europäische Ethnologie bieten sich Voraussetzungen für eine Koordination und Zusammenarbeit mit dem Institut für Ethnologie (außereuropäische Volkskunde) an der Freien Universität Berlin. Führende Fachvertreter in den alten und neuen Bundesländern sowie des Auslands haben sich inzwischen nachdrücklich für den Erhalt und die Neukonzipierung des Faches an der Humboldt-Universität ausgesprochen, zumal bisher an keiner Universität der neuen Bundesländer Volkskunde als Studiengang vertreten ist.

Der Volkskunde an der Humboldt-Universität sollte künftig ein Forschungs- und Lehrkonzept dienen, das sich auf die Ethnologie des deutschen Volkes im europäischen Vergleich bei besonderer Thematisierung des Transformationsprozesses Ost-West konzentriert. Damit stellt sich die Volkskunde vor allem auch den gegenwärtigen lokalen, regionalen und interethnischen Prozessen der Kulturvermittlung und des Kulturwandels in den multikulturellen Gesellschaften Europas. Der Studiengang Volkskunde/Europäische Ethnologie erfährt so an der Humboldt-Universität ein spezielles Ausbildungsprofil, das von der gesellschaftlichen Relevanz der Volkskunde im allgemeinen, aber auch von ihrer Verortung im Berlin-Brandenburgischen Raum gefordert ist.

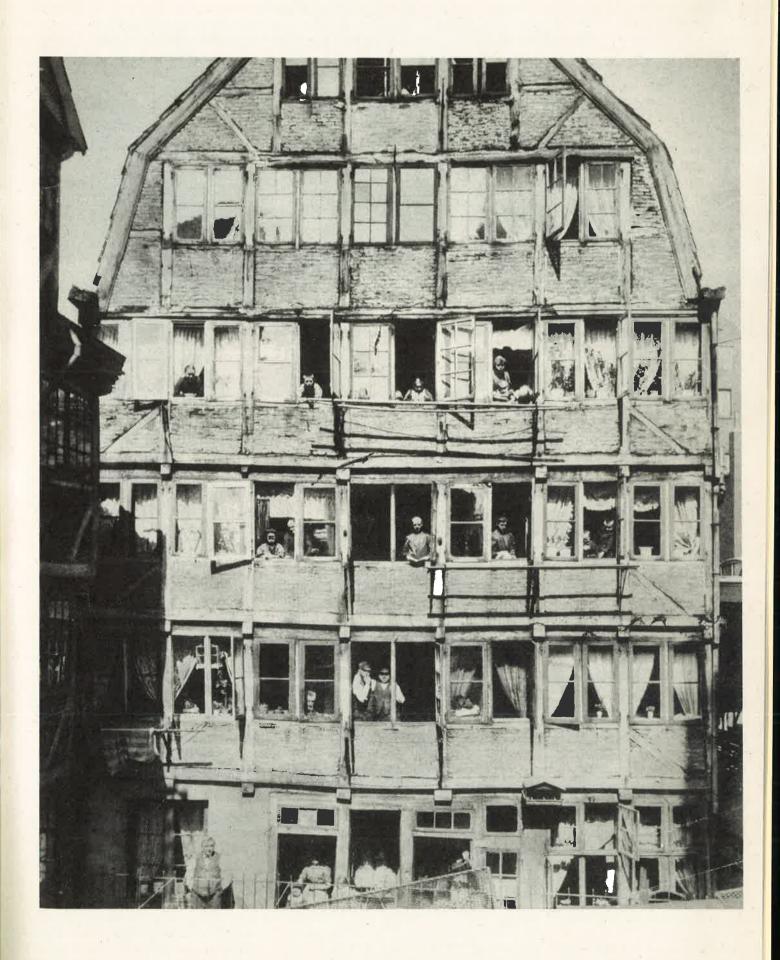
Zu den künftigen Forschungsproiekten sollte nicht zuletzt eine »Volkskunde der 'Wende'« gehören. Dafür sind von den Studierenden bereits interessante Vorarbeiten geleistet. Während der drei Semester der »Wende« zählte die volkskundliche Dokumentation der »DDR im Umbruch« zu den Anliegen und Inhalten der Lehre. Die Publikation »Ausland DDR. Fremdenhaß« (1990), der Videofilm »Leben in deutsch-deutschen Grenzdörfern« (1991), Belegarbeiten, und Interviews Recherchen deutsch-deutschen Tourismus 1990, zu »Heimat« und Identität von Rückkehrern und Ausländern, sowie zu Lebensläufen junger Erwachsener sind neben den im Sommersemester abzuschließenden Diplomarbeiten Themenkomplex »DDR-Alltag Umbruch« Ergebnisse und Arbeitsinhalte vor allem studentischer Forschung während der turbulenten Monate deutsch-deutscher Vereinigung. Gemeinsam mit Tübinger Volkskundlern und Volkskundlerinnen haben wir uns für die nächsten Semester das Studienprojekt »Westdeutsch und Ostdeutsch: Zwei Kulturen?« vorgenommen. Es wird unverzichtbar sein, im Prozeß der Vereinigung beider deutschen Kulturen nach einem offenen, multikulturellen Konzept gegenseitiger Anerkennung bestehender Unterschiedlichkeiten oder gar nach der scheinbar schwindenden und einer sie überlebenden, hegemonialen Kultur zu fragen.

#### ANMERKUNGEN:

- Der DDR-Ministerpräsident in seiner Rede zur Unterzeichnung des Staatsvertrages am 18.Mai 1990 in Bonn.
- 2 Der nicht unwidersprochene Begriff stammt vom Frankfurter Philosophen Jürgen Habermas. Vgl. auch Michael Rutschky, Mein Westdeutschland. In: Merkur 494 (April 1990), zit. nach Gottfried Korff, Rote Fahnen und Bananen. Notizen zur politischen Symbolik im Prozeß der Vereinigung von DDR und BRD. In: Schweizer. Archiv für Volkskunde, H. 3/4, S. 145.
- 3 Vgl. Ute Mohrmann, Volkskundliche Universitätsausbildung für Museumspraktiker der DDR (im Druck) und Gottfried Korff, S-Bahn-Ethnologie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 93 (1990), S. 12 f.
- Vgl. neuere Aufarbeitungen von Geschichte der DDR-Volkskunde u.a. Sigrid und Wolfgang Jacobeit, Geschichtsschreibung in der DDR: Bankrott?! In: Journal Geschichte, 8 (1990), S. 4-13; Thomas Scholze, Thesen für einen Abriß zur Geschichte der Volkskunde in der DDR; und Ute Mohrmann, Die »Volkskunde des Neubeginns« während der fünfziger Jahre in der DDR im Kontext damaliger Kulturpolitik (= Vorträge auf der Hochschullehrertagung der DGV »Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. und 20. Jh.« 18./19.10.1990 in Kiel; im Druck) sowie Leonore Scholze Irrlitz u. Thomas Scholze, Vom wissenschaftlichen Alltag des Wolfgang Jacobeit. Ein Gespräch nach der »Wende« (Sept. 1990). In: Info-Blatt der Gesellschaft für Ethnographie e.V. Nr. 2 (1991), S. 11-44.
- Über die DDR-Alltagsforschung gibt resümierend Auskunft Ute Mohrmann: DDR-Alltag als volkskundliches Forschungsfeld? Eine Frage im wissenschaftlichen Kontext. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humbold-Berlin, Reihe Universität zu Gesellschaftswissenschaften 10 (1989), S. auch studentische Vgl. Belegarbeiten, die im Herbstsemester 1989/90 bzw. im Frühjahrssemester 90 zur »DDR-Alltagskultur im Umbruch« entstanden.
- 6 Vgl. Ute Mohrmann: Beiträge zur ethnographischen Gegenwartsforschung. Vorwort. In: Ethnographisch-Archäologische 27 (1986), S. 2.



Jochen Geilen



Poto: Heinrich Hamann



Heinrich Zille: Acht Jungen üben Handstand

# Gedanken zur Relativität der Begriffe "Arm" und "Reich".

Doris Schmid

Kurz vor der Fertigstellung dieses Aufsatzes stieß ich auf folgenden Anfang eines Weihnachtsgedichtes von Erich Kästner: »Morgen Kinder wird's nichts geben, nur wer hat, kriegt noch geschenkt«.

Diese zwar unwissenschaftliche, aber anschauliche Beschreibung erklärt den Mechanismus der sogenannten Wirkungsfortpflanzung. Davon spricht man, wenn die Position eines Individuums auf einem Kontinuum (z.B. Einkommen) einen Einfluß auf seine spätere Position auf demselben Kontinuum hat.<sup>1</sup>

Obwohl es sicher Ausnahmen gibt, ist dieser Mechanismus für die Mehr-

heit der Bevölkerung Realität. Denke ich an meine eigene Position auf dem Kontinuum der ökonomischen Situation, so stelle ich fest, daß sich die Position in der Relation zum allgemeinen ökonomischen Wandel kaum bzw. nicht verändert hat.

Das Haus, in dem ich bis zum 12. Lebensjahr (1960-1972) wohnte, war sehr alt (mindestens 300-400 Jahre, sagte man damals). Manche Leute getrauten sich nicht oder nur zögernd die hölzerne Treppe empor zur Küche und 2-Zimmer-Wohnung. Während der 60er Jahre gehörten wir ohne Wasserleitung, Waschmaschine, Fernsehapparat, Kühlschrank etc. zwar einer Minderheit an, doch war der Unterschied zu »Normalfamilien« nicht so gravierend, wie er es heute wäre. Wir wurden

nicht als Außenseiter behandelt und, soweit ich mich erinnern kann, auch nicht besonders bemitleidet. Manche bewunderten unseren Mut, in dem »brüchigen« alten Haus zu wohnen. Die Nachbarkinder sowie Schulkolleginnen/en fühlten sich bei uns wohl, da es nicht notwendig war, auf schöne Einrichtungsgegenstände, Fußböden usw. zu achten. Wir durften z.B. Wände und Tische bemalen; auf neue Gegenstände und Kleidung sollte aber schon aufgepaßt werden.

Den finanziellen Mangel und die Mühen des Alltags spürten mein Bruder und ich im Gegensatz zu den Erwachsenen kaum. Wir fühlten uns geborgen und waren vertraut mit der Umgebung. Bewußt litt ich höchstens ein- oder zweimal unter diesem Geldmangel.

Heute gehören meine Familie und ich noch immer bzw. wieder einer Minderheit an, da wir weder Haus oder Wohnung noch Auto, Fernseher, Zentralheizung, Geschirrspüler usw. besitzen. Daß sich an der momentanen ökonomischen Situation auch in Zukunft nichts ändern wird, ist keine pessimistische, sondern eine realistische Lageeinschätzung. Es läßt sich auch ohne Statussymbole ganz gut leben.

Fazit: Solange Leben unter dem allgemeinen Lebensstandard (hoher Lebensstandard ist nicht direkt proportional zu Wohlbefinden) weder physische noch psychische Schäden bewirkt (eine objektive Beurteilung ist natürlich nicht möglich), ist die Bezeichnung »arm« nicht zwingend notwendig. Au-Berdem ist die ökonomische Situation nur ein Teil des Kontinuums.<sup>2</sup>

### Objektive und subjektive Armut

Angesichts des Hungers in der dritten Welt scheint es auf den ersten Blick wirklich Exotismus zu sein, wenn wir von der Armut bei uns und in anderen westlichen Industrieländern sprechen. Im Vergleich zur absoluten Armut das Vorhandensein existentieller Not im Sinne fehlender Befriedigung der Existenz- und Grundbedürfnisse bezeichnet H. Strang als »primäre« oder »objektive« Armut<sup>3</sup> - der Menschen in den Dritte-Welt-Ländern sind »unsere Armen« beinahe reich. Letztere fallen äußerlich nicht immer sonderlich auf. Das soziale Netz und die karitativen Einrichtungen, die die Lücken der staatlichen Sozialhilfe füllen, machen es möglich, die primären Bedürfnisse zumindest teilweise befriedigen zu können.

Sozialhilfeempfänger und Menschen, die auch über die Sozialhilfe nicht verfügen können (aufgrund des bürokratischen Aufwandes und der sozialen Kontrolle verzichten nicht wenige Anspruchsberechtigte auf eine finanzielle Unterstützung), sowie Obdachlose, Alte, Kranke, Behinderte, deren Subsistenzmittel gering sind, bezeichnet man allgemein als »arm«. Eine Analyse, um zu erfahren, wer arm, wer ärmer, wer am ärmsten, wer reich, wer reicher, wer

am reichsten ist, halte ich dennoch für wenig sinnvoll, da exakte Grenzziehungen unmöglich sind. Unentbehrlich für eine Bewertung ist das Betrachten des sozialen. wirtschaftlichen und kulturellen Umfeldes der Betroffenen im raumzeitlichen Konnex sowie des subjektiven Empfindens, welches von den vorhin erwähnten Faktoren geprägt ist. Für das subjektive Empfinden und die Entwicklung eines individuellen Wertesystems ist immer mitentscheidend, in welchem Milieu ein Mensch aufwächst. was erlebt wird, welche Möglichkeiten ausgeschöpft werden können, um Ziele zu erreichen, welche Reize von seiten des Umfeldes auf das Individuum einwirken und welche Normen die herrschende Gesellschaft vorschreibt.

Wieweit sich das Individuum bewußt von bestimmten Umwelteinflüssen distanzieren kann, andererseits sich mit bestimmten Einflüssen identifizieren kann, ist wesentlich für die Selbst- und Fremdeinschätzung bezüglich Armut und Reichtum.

Nicht zu Unrecht hält H. Strang die sogenannte »sekundäre« Armut für eine »Bewußtseinsarmut«<sup>4</sup>, ausgerichtet an Anspruchsniveau und Prestige. »Arm ist danach jeder, dessen verfügbare Mittel für seine gesetzten Ziele nicht ausreichen, so daß eine mit zunehmender Differenz zwischen angestrebtem und erreichtem Soll ansteigende subjektive Unzufriedenheit entsteht«.<sup>5</sup> Diesem subjektiv empfundenen Armutszustand fehlt nach Strang »meistens ein objektives Pendant...«; er hält sie für eine »Statusneurose«.<sup>6</sup>

Das eigentliche Armutsproblem unserer Zeit sei, so Strang, die »tertiäre« Armut als eine »individualspezifische Mangelsituation«, die sich in »sozialer Desorganisation und Desintegration« manifestiere. Sie sei nicht mit ökonomischer Besitzlosigkeit gleichzusetzen, aber oft mit ihr verbunden.

Ich meine jedoch, das vorrangige Problem ist das der Statusneurose, die einen Menschen in den Bereich der »objektiven« Armut führen kann sowie in den der »tertiären« Armut. Reichtum und Macht - Armut und Zufriedenheit

Reichtum und Armut lassen sich nicht nur aufgrund der ökonomischen Situation bewerten. Der Besitz oder Nichtbesitz immaterieller Güter wird ebenfalls den Kategorien »reich« oder »arm« zugeordnet. Ich denke an Weisheit, Wissen, Kreativität, Humor etc.

Fast immer geht das Streben nach Reichtum mit dem Streben nach Macht einher. Der an materiellen oder/und immateriellen Gütern reiche Mensch genießt Ansehen, ist Vorbild für die Nicht-Reichen und erlangt so bewußt oder unbewußt innerhalb einer Gemeinschaft eine Position, die ihm mehr oder weniger Macht verleiht. Ist es nicht so, daß der »in Geld schwimmende« Politiker, der an Wissen reiche Atomphysiker, der an übernatürlichen Fähigkeiten reiche Medizinmann, der »Gott in Weiß« usw. eine Machtposition innehaben, wodurch das eigene und das Leben der Gemeinschaft beeinflußt wird? Der Einfluß kann positiv oder negativ sein.

Da Mächtige zumeist kein Interesse daran haben, ihren Kreis zu erweitern, und ihren Einfluß letztlich deshalb gewinnen, weil er von der Mehrzahl der Individuen in der Gesellschaft akzeptiert wird, kann der Wert des Nichtreichseins den Außenstehenden dermaßen suggeriert werden, daß letztere diesen internalisieren. Alleinherrscher, politische Systeme, Vertreter von Religionen und Sekten agierten und agieren mit dieser Methode.

Zum Beispiel versprechen beinahe alle Lehren der verschiedenen Religionen den Armen nach einem entbehrungsreichen irdischen Dasein ein belohntes himmlisches Leben, den Aufstieg in eine höhere Kaste etc. Die christliche Lehre betreffend handelt es sich um eine sehr einseitige Auslegung der Bergpredigt (siehe Lk 6, 20-26; Mt 5, 3-12). Diese in der Transzendenz angelegte und akzeptierte Unterwerfung unter gesellschaftliche Ungleichheitsordnungen und ihre auf Entschädigung für Mangel und Not im Jenseits ausgerichteten Systeme der Mäßigung fanden bei uns ihre Auflösung zu Beginn der Neuzeit.<sup>8</sup> Zugleich wurden

diese Systeme durch Kolonisierung und Missionierung in Teilen der heutigen dritten Welt weitergeführt und sind noch nicht vollständig aufgelöst.

Wir wissen, daß es immer wieder aufbegehrende Oppositionelle, Randseiter und Arme gab, die mitunter, v.a. wenn ein organisatorischer Zusammenhalt existierte, an den Machtstrukturen rütteln konnten. In Lateinamerika etwa bemühen sich Befreiungstheologen, die sich auf die Seite der Unterdrückten gestellt haben, seit Jahren um eine Distanzierung der Kirche von den Reichen und Mächtigen, da die christliche Lehre für die Armen spricht. Bei der zweiten Generalkonferenz in Medellin 1968 (sie wurde in Puebla 1979 bestätigt) trafen die Bischöfe Lateinamerikas die vorrangige Option für die Armen, »Mit dieser Parteinahme wird den Reichen, wie auch und damit überschreiten die lateinamerikanischen Bischöfe eine auf ihren Kontinent begrenzte Sichtweise - den reichen Ländern der Spiegel des Evangeliums mit seiner Grundforderung zur Gottes- und Nächstenliebe vorgehalten, die insbesondere Solidarität mit den Armen, den Bevorzugten Christi, meint«9. Die Option für die Armen erfolgte nicht nur auf dem Papier, sondern bewährt sich auch in der Praxis. Dennoch werden die Befreiungstheologen von der Amtskirche kritisiert und ihnen die Nähe zum Marxismus vorgeworfen. Hauptsächlich deswegen, weil Vertreter der lateinamerikanischen Kirche zur Situationsanalyse die Dependenztheorie verwenden. Diese macht auf die Abhängigkeit der Entwicklungsländer von den reichen Industrieländern als Quelle der voranschreitenden Verelendung aufmerksam. 10

Ein Schritt in die Richtung der lateinamerikanischen Kirche ist der Sozialhirtenbrief der katholischen Bischöfe Österreichs vom 15. Mai 1990, der die Option für die Armen enthält und sich u.a. mit den »neuen« sozialen Fragen auseinandersetzt.

Gerechtigkeit und Gleichheit, das heißt Ausschaltung der Kluft zwischen »Arm« und »Reich«, zwischen Diskriminierung und Macht ist trotz allem eine Illusion. »Solange es Ungerechtigkeit gibt, wird es den Krieg geben, solange das Völkermordheer der Reichen existiert, wird auch das revolutionäre Heer der Armen bestehen«, erklärte die FMLN (= Frente Farabundo marti para la liberacion nacional) anläßlich ihres 10. Geburtstages am 10. Oktober 1990.

Revoltieren können Arme aber nur, wenn ihre physischen und psychischen Fähigkeiten nicht auf ein Minimum herabgesetzt sind, wenn sie aber auch entfernt sind von einer zufriedenen und »Hauptsache, wir sind gesund«-Lebenseinstellung. Darum haben die herrschenden Schichten der Dritte-Welt-Länder kaum Interesse. den Hunger zu beseitigen (seit Jahrzehnten gibt es die sogenannte Entwicklungshilfe, trotzdem werden die armen Staaten immer ärmer und die reichen immer reicher...), und in unserer scheinbar egalitären Gesellschaft, in der in Wirklichkeit »Ungleichheit zum konstitutiven Prinzip erhoben wird und die Ausrichtung an einem wie auch immer gearteten Erfolg die sozialen Handlungen weitgehend determinieren, bietet sich über Armut die Aufrechterhaltung, Stabilisierung gesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen «<sup>11</sup>. Armut ist Bedrohung für alle, die nicht oder noch nicht arm sind, sie ist Mahnung und Vorbild für Genügsamkeit und Zufriedenheit.<sup>12</sup>

Genügsamkeit, Zufriedenheit, Bescheidenheit, Mildtätigkeit etc. sind ethisch und religiös hoch bewertete Eigenschaften. Bereits Plato meinte, man solle nicht mehr besitzen, als man selbst brauchen und benützen kann. Die Kyniker, Stoiker und andere Philosophen der Antike setzten Reichtum nicht mit materiellem Besitz gleich. Im Früh- und Hochmittelalter wurden die »pauperes christi« zu einer unbedeutenden Strömung innerhalb der Kirche...

Antimaterialistische Ideen durchziehen die Geschichte, sie sind einmal stärker, einmal schwächer ausgeprägt. Die praktische Umsetzung lief aber nicht immer parallel. Wie erwähnt hatten und haben sie hier und dort den Zweck, die in den Gesellschaftshierarchien unten Stehenden ruhigzustellen.

Obige Werte beziehen sich aber nicht ausschließlich auf das Materielle. Sie klammern sowohl das Streben nach Macht als auch das nach Eigennutz, Anerkennung und Ansehen aus. Diese nicht meßbaren und das Individuum betreffenden Motive lassen sich im Einzelfall nicht objektiv eruieren. Daher ist es meines Erachtens weniger wichtig, wieweit Armendienste einzelner oder von Gruppen teleologisch ausgerichtet sind, als vielmehr die erreichten Ziele, solange es weder zu einer Bereicherung der Helfenden noch zur »Ausschaltung der Armen« kommt.

Kürzlich wirkte ich an einer Ausspeisung in einem Grazer Kloster mit. Ich erlebte eine Gruppe von Menschen, deren Gemeinsamkeit der Mangel an Subsistenzmitteln ist, der ihr Solidarität verleiht. Weder Zufriedenheit noch das Streben nach Macht ist hier dominant. Resignation, Verbitterung, aber auch Humor und einen Schimmer von Hoffnung vermittelten mir die Gesichter und Worte der Betroffenen.

### ANMERKUNGEN:

- Ueckert, Kakuska, Nagorny, Psychologie die uns angeht. Aktuelles Wissen. Hg. Rüdiger Proske. Gütersloh, Berlin 1976. S. 277.
- 2 Für Interessierte verweise ich auf: Jean Liedloff, Auf der Suche nach dem verlorenen Glück. Gegen die Zerstörung unserer Glücksfähigkeit in der frühen Kindheit. München 1989.
- 3 Heinz Strang, Kategoriea der Armut. In: Alfred Bellebaum u. Hans Braun (Hg.), Reader Soziale Probleme, Bd. 1 Frankfurt/New York 1974: 35. Zitiert in: Sabine Altmeyer-Baumann, »Alte Armut« - »Neue Armut«. Eine systematische Betrachtung in Geschichte und Gegenwart. Weinheim 1987. S. 104.
- 4 Heinz Strang, Erscheinungsformen der Sozialhilfebedürftigkeit. Beitrag zur Geschichte, Theorie und empirischen Analyse der Armut, Stuttgart 1970, S. 67. Zitiert in: Sabine Altmeyer-Baumann, »Alte Armut« - »Neue Armut«., S. 104.
- 5 Gerhard Schäuble, Theorien, Definitionen und Beurteilung der Armut. (Sozialpolitische Schriften, H. 52), Berlin 1984. S. 89. Zitiert in: Sabine Altmeyer-Baumann, »Alte Armut« -»Neue Armut«. S. 104.
- 6 Heinz Strang, Erscheinungsformen der Sozialhilfebedürftigkeit. S. 69. In: Sabine Altmeyer-Baumann, »Alte Armut« - »Neue Armut«. S. 104.
- 7 Ebda., S. 70. Zitiert in: Sabine Altmeyer-Baumann, »Alte Armut« - »Neue Armut«. S. 104.

- 8 Sabine Altmeyer-Baumann, »Alte Armut« »Neue Armut«. S. 153.
- 9 Josef Sayer und Albert Biesinger, Von lateinamerikanischen Gemeinden lernen. München 1988. S. 14.
- 10 Ebda, S. 16.
- 11 Sabine Altmeyer-Baumann, »Alte Armut« »Neue Armut«. S. 156f.
- 12 Kickbusch, Illona (Mitarb.), Armut und Sozialhilfe. In: Bernhard Badura und Peter Gross, Sozialpolitische Perspektiven. Eine Einführung in Grundlagen und Probleme sozialer Dienstleistungen. (= Soziologie, Bd. 36), München 1976. S. 188. Zitiert in: Ebda, S. 157.



Christiane Muster

# "Das Verbrechen hat Namen und Anschrift"

(Bert Brecht)



Andreas Hoffmann

...und es kommt ein (großer schwarzer) Vogel geflogen und bringt uns einen Brief...

oder DIE KABARETTISTISCHE AUFBEREITUNG VON ARM UND REICH

Iris Fink

ARM und REICH - leicht unterscheidbar, zwei Klischees, dennoch ein sensibles und komplexes Thema.

Arme und reiche Menschen leben in armen und reichen Ländern. So einfach kann das Ganze auf rein Materielles beschränkt bleiben. Scheinbar.

Geld regiert die Welt; prägnanter noch, diejenigen, die es ihr Eigentum nennen und es zu vermehren trachten. Natürlich gibt es in reichen Ländern Arme (verschiedenster Arten und Abarten - nicht nur auf Materielles bezogen), aber mit diesen Menschen will ich mich heute ebensowenig beschäftigen wie mit Reichen in armen Ländern. Und die Frage, ob diese Attribute nur für Menschen gelten, bleibt auch unbeantwortet.

Anhand von Kabarettexten läßt sich Zeitgeschichte betreiben, sie spiegeln gesellschaftliche Phänomene wider, zeigen Widersprüche, Mißstände auf. Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm...

Die Arm-Reich-Frage werde ich nun auf das Nord-Süd-Problem reduzieren, das laut AHA (P1) uns nie interessiert hat.

Das Nord-Süd Problem oder die Ausbeutung der Dritten Welt zu unseren Gunsten sollte uns doch ein bißchen schneller zu interessieren beginnen, bevor es dafür zu spät geworden ist und aus dem Problem »derer da unten« eine globale Katastrophe geworden ist.

Ich höre Sie schon seufzen und sagen: jetzt kommt schon wieder diese Lamentiererei, diese »fettige Betroffenheitspanier der Freizeithumanisten und Protestbeamten, die sich um die Wette giften, daß die Kinder in der Dritten Welt verhungern« (P4) - ich kann's schon nicht mehr hören.

Werner Schneyder antwortete (P3) kürzlich auf den Vorwurf eines Journalisten: »Tschernobyl ist doch schon ein alter Hut«, mit der Frage: »Dürfen die dort die Pilze schon wieder essen?«.

Haben Sie sich schon überlegt, was Sie zur globalen Ungerechtigkeit beitragen?

Kabarettisten tun es manchmal laut, zynisch, sarkastisch, pointiert formuliert.

Bananen, Fast Food, Kaffee, Blumen - aus einem »Scheiß Holland-Blumenmarkt« (P4) -, die Menschen, die dahinter stehen, übersehend, ebenso die Gifte, die über die Lebens- und Genußmittel versprüht werden. Nach Schätzungen der WHO vergiftet sich jede Minute ein Mensch in der Dritten Welt beim Pestizideinsatz. Jener vergrößert sich (über)proportional zur Resistenz der Schädlinge. Die Gewinne der chemischen Industrie steigen. Aber »solang Profit unser einziger Gott ist...«. (P5)

Wir produzieren und exportieren weiterhin (Gift-)Müll und sehen im Fernsehen, wie »ein Volk an der Dürre krepiert« (P6); aber, Gott sei Dank, es gibt ein Allheilmittel gegen diese und noch andere Ungerechtigkeiten - einen chlorgebleichten Erlagschein. Immer wieder gibt es Spendenaufrufe, um das Leid und die Armut der Menschen zu lindern - auf beiden Seiten. Irgendwer nimmt uns das schlechte Gewissen ab. Wir deponieren unsere selbst auferlegten Ablaßsummen bei Institutionen, deren Tun uns im Grunde nicht interessiert.

»In der langen Sendung zu Weihnachten (ein Vergleich mit den Bürgern von Schilda, die auch Licht in Säcken in das Rathaus trugen, das sie zuvor ohne Fenster gebaut hatten), LICHT INS DUNKEL, sieht man arme Kinderaugen, die uns die Ruhe rauben und traurige Skelette, die täglich um die Wette sterben, weil sie in den armen Ländern nichts an ihrer Wirtschaft ändern. Sollen wir Bananen kaufen? Ein Handgriff wäscht die Hände - man spende.« (P7)

Simon Pichler zeigt die Einstellung so mancher Menschen, denen Spenden anvertraut wurden. »Ich hab' menschliches Blut; abgezweigt von der Rumänienhilfe. Na, glauben Sie, ich wäre der einzige?« (P8) Und die Brennesseln decken die Scheinmoral auf, die oft Antriebsfeder für den 'Spenden-Handel' ist: »Für die Negerkinder mit den großen Augen im wilden Busch spende ich gerne. Auch für die Rumänen. Aber ich krieg' einen Haß auf die Tschuschen bei uns, denn: das Boot ist voll!« (P9)

Spenden ja, aber dann sollen DIE auch dort (unten) bleiben, uns nicht mehr belästigen; wir haben unsere Schuldigkeit getan. Außerdem kaufen wir ihnen ihre Produkte ab, damit DIE Arbeit haben.

»Für was brauchen wir denn die Dritte Welt? Wir haben ja nur Schwierigkeiten mit ihr, mit denen. Ohne sie hätten wir es viel leichter. Und die paar Bananen - mit unserer Gentechnologie; kein Problem.« (P2) Wenn die Zukunftsvisionen von Werner Schneyder und Josef Hader in großem Stil verwirklicht würden, hätten wir ohnehin bald keine Dritte Welt mehr bzw. diese als strahlend-tote Welt.

Werner Schneyder meint zynisch, »daß wir eines Tages die Welt neu zu teilen haben werden. Nicht mehr in Erste bis Vierte, sondern in Müllmacher und Müllschlucker. Und wenn die Müllschlucker nicht mehr schlucken, dann gibt es den ersten humanen Krieg. Die Schwachen werden nicht mehr zusammengeschossen, sondern zugeschüttet.« (P5)

Und auch den Giftmüll könnte man bei dieser Gelegenheit gleich beseitigen - in die Dritte Welt. »Das wäre sowohl ökonomisch wie rassenpolitisch sinnvoll; der Dreck ist weg und die Neger sind gebleicht.« (P3) Makaber ist auch der Vorschlag von Josef Hader, bei dem »das Nord-Süd-Gefälle direkt genützt werden könnte. Der Milchüberschuß könnte in diesem Kanal als Transportslüssigkeit für den Giftmüll dienen. Entweder funktioniert die Entwicklungshilfe (mit der Milch) oder die Menschen haben einen raschen Tod«.(P7)

Die unmittelbarste Ausbeutung, die im wahrsten Sinne des Wortes - an die Substanz der Menschen der Dritten Welt geht, ist wohl die Funktion als 'Ersatzteil-Lager'. Richard Schuberth läßt in seinem Programm Josef Kirschner »Nieren aus Bangladesh bei Billa Sonderangebot« verschleudern. Handel (P10) mit menschlichen 'Ersatzteilen' ist Realität. In einer großen brasilianischen Tageszeitung sind Inserate zu finden, in denen Menschen ihr Innerstes anbieten. Ein Bankdirektor war bereit, umgerechnet rund 2,1 Mio ÖS für eine Hornhaut zu bezahlen; eine Niere war schon um rund ÖS 215.000.- zu haben. Und Richard Schuberth berichtet in einer »Heimat, fremde Heimat« Persiflage von der Integration einer türkischen Niere in einen Wiener Hofratskörper.

Vernichtung 'in Reinkultur' betreiben auch die Fast Food-Unternehmen nicht 'nur' an Menschen; daran haben wir uns mittlerweile doch schon gewöhnt:

»Soeben beißen 70.000 Menschen ins Gras! Doch kein Grund zu Trauer oder Reue gar: Morgen früh sind 100.000 neue da!« (P6)

Fast Food heißt auch: »fürs Hackfleisch züchten, den Urwald lichten«.(P5) 40% des tropischen Regenwaldes wurden bis 1980 vernichtet (wenn mit dieser Geschwindigkeit weitergerodet wird, gibt es im Jahr 2030 keinen Regenwald mehr). Und dies einerseits, um billige Tropenhölzer zu gewinnen, anderseits zum Zwecke des Futtermittelanbaus - auch für jene Rinder, die ebenfalls auf gerodetem Regenwaldboden weiden oder in Mastbetrieben stehen und deren einzige Existenzberechtigung die Verarbeitbarkeit zu Hamburgers ist.

Das Land, das den Einheimischen auch dadurch verlorengeht (ihre ursprünglichen Anbau- und Weideflächen dienen schon längst der Hamburger-Basis) und das nach Auslaugung des Bodens unbrauchbar ist, könnte von den ansässigen Bauern als Ackerland genutzt werden und der unmittelbaren Versorgung dieser Menschen dienen.

So aber hungern sie, denn das Fleisch dieser Tiere, die auf 'ihrem Land' weiden, ist unerschwinglich. (Ebenso das Fast Food: in Brasilien kann kein Arbeiter mit seinem Tagesverdienst einen Big Mäc und ein Cola kaufen.)<sup>2</sup>

Durch die Vernichtung des Regenwaldes wird aber auch die Lebensgrundlage der wenigen nomadisierenden Stämme zerstört. Das Wort 'Naturvolk' wird es vielleicht bald nur mehr im historischen Sinne geben. Durch diese Rodungen ebenso wie durch die Monokulturen schreitet die Desertifikation immer rascher voran; und dies hat Folgen für das Weltklima.

»Warum sterben in den Entwicklungsländern jeden Tag 8000 Kinder an Lungenentzündung, 7000 Kinder pro Tag an Infektionskrankheiten und 6000 Kin-

der pro Tag an Durchfall, obwohl diese Krankheiten an sich nicht tödlich sind? Antwort: Weil diesen Menschen nicht einmal die wichtigsten Medikamente zur Verfügung stehen.« (P4)

Und eine Gedenkminute mit brennendem Feuerzeug wird anschließend rein symbolisch von Josef Hader eingehalten - gemäß der Solidaritätskonventionen.

Das ist also unser Umgang mit dem eigentlich nicht mehr Faßbaren. Unser Verdrängungsmechanismus funktioniert - Scheinbetroffenheit ist alles, was bleibt?

Eine Vergleichszahl noch: die US-Kriegskosten eines Tages für den 'Kuwait-Befreiungskrieg' hätten ausgereicht, allen Kindern in den Entwicklungsländern die lebensnotwendigen Impfungen zu verabreichen.<sup>3</sup>

»Irgendwann wird es vielleicht eine gerechte Welt geben, in der die Armen genug haben und die Reichen kein schlechtes Gewissen haben müssen - es war ja auch unvorstellbar, daß der Eiserne Vorhang fällt. « (P4)

Aber 'abwarten und Tee trinken' wird keine gerechtere Welt bringen;

nur »gemeinsam können wir etwas verändern. Durch Überzeugung des Gegenüber. Immer. Jedesmal. Schneeballeffekt«.(P2) Weil »die Welt is total schön; und es hat total an Sinn, daß mas verändern«.(P4)

### ANMERKUNGEN:

- P1 AHA: "Die Viristen schlagen zurück oder: Freiheit für Leon Cavallo"
- P2 Josef Hader: "Biagn oder brechn"
- P3 Werner Schneyder: "Schon wieder nüchtern"
- Josef Hader: "Bunter Abend"
- P4 Werner Schneyder: "Doppelt besetzt"
- P6 Leo Lukas: "Invasion der Trotteln"
- P7 Josef Hader: "Im milden Westen"
- P8 Simon Pichler: Simon Pichler's "Stinkerts Ding"
- P9 Brennesseln: "Verhiast und zugmoikt"
- P10 Richard Schuberth: "Hochkonjunktur statt Orgasmus"
- North, Richard: Wer bezahlt die Rechnung? Die wirklichen Kosten unseres Wohlstands. Wuppertal 1988, S. 244.
- Volksmund, Rundbrief Nr. 7, Oktober 1990, S. 28.
- 3 Mini-ZiB, 15.1.1991.



M. Marcks

## Vom Mut zur Veränderung

Oder: Die Revolution ist tot,

es lebe die Revolution ist tot,

es lebe die Revolution ist tot, es lebe ...

Eine Reaktion zum Kuckuck-Sonderheft 1

Christian Stadelmann

Mit anfänglicher Überraschung und darauffolgendem Interesse habe ich das Erscheinen des Kuckuck-Sonderhefts »Krise & Aufbruch« zur Kenntnis genommen und will der Einladung, Stellung zu nehmen, gerne Folge leisten. Zweifellos ist es eine zu begrüßende Initiative, letztlich auch eine unumgängliche Notwendigkeit, Inhalte und universitäre Ausbildung einer Wissenschaft permanent zu hinterfragen. Und gerade unserem Fach sollte wegen seiner schillernden Gestalt und seiner vielen Gesichter besonders genau auf die Finger geschaut werden. Erstarrungstendenzen und reaktionär-konservierenden Haltungen kann nur dadurch entgegengewirkt werden, wenn eine konsequente Selbstkontrolle Forschung und Lehre begleiten. Und diese ist gerade von studentischer Seite möglich.

In diesem Sinne ist es überaus begrüßenswert, daß die Grazer Studentinnen und Studenten ihr Fach in Form einer Fragebogenaktion einer kritischen Analyse unterziehen.

Was mich in diesem Zusammenhang jedoch irritiert, ist die Tatsache, daß offensichtlich keine effektive Kontinuität der Diskussion durchgehalten werden kann, die ein Einlösen der immerhin seit Jahrzehnten bekannten Forderungen ermöglichen würde. Jede neue Student/inn/engeneration beginnt damit, ihr Unbehagen an anstehenden Mißständen mehr oder lautstark zu formulieren, was von den Lehrenden in der Regel mit gemischten Gefühlen, häufig interessiert aufgenommen und mit dem Prädikat »konstruktive Kritik« versehen wird. Daraufhin werden Lösungen in den Raum gestellt, mit Sturm- und Drang-Euphorie diskutiert, um schließlich oft genügt die Dauer der Sommerferien als Übergang zur neuen Romantik zwischen den Mühlsteinen der Pragmatik und Unzulänglichkeit aufgerieben zu werden.

Nun gingen Grazer Studierende daran, das latente Unbehagen in Form einer Fragebogenaktion am eigenen Institut systematisch zu untersuchen und das prinzipiell ohnehin Bekannte in grafische Auflösungen zu fassen. Diese Aktion wird unter dem zukunftsfrohen Titel »Krise & Aufbruch« präsentiert, was suggeriert, daß wir halt wieder einmal am Minuspunkt des volkskundlichen Biorhythmus angelangt sind und jetzt geht es - hurra! - auch schon wieder aufwärts. - Tut es aber nicht,

Unter zahlreichen anderen Punkten. die speziell der vorherrschenden volkskundlichen Lehre ein äußerst schlechtes Zeugnis ausstellen, wird vehement die Forderung nach interdisziplinärer Arbeit erhoben. Ein zweifellos wichtiger Tatbestand. Doch bleibt die Frage offen, ob es nicht auch notwendig wäre, intensiveren Kontakt zwischen den einzelnen Instituten zu pflegen, um Forschungsansätze bzw. Ergebnisse zu diskutieren, Arbeitsprogramme zu entwerfen und schließlich konkrete auch Strategien entwickeln, die prekäre Situation in verbessern.1 gemeinsam

In diesem Zusammenhang erlaube ich mir, darauf hinzuweisen, daß wir

Wiener Studentinnen und Studenten in jüngerer Vergangenheit mehrmals versucht haben, die Grazer Studierenden zu gemeinsamen Aktivitäten und Unternehmungen zu bewegen. Schließlich und endlich haben wir den gleichen Studienplan und auch sonst sehr ähnliche Rahmenbedingungen für das Studium (teilweise Übereinstimmung in der Pflichtliteratur, nettes Institutsklima, etwa gleiche Hörer/inn/enzahlen, ähnliche Berufsperspektiven etc.). All dem zum Trotz erweisen sich topographische Hindernisse und solche, die gelegentlich mit diesen korrelieren (»Kulturgrenzen müssen nicht mit Sprachgrenzen identisch sein«2), als gewichtiger, und so ist es zu keiner Resonanz aus Graz gekommen. Es bleib bei verstreuten, unkoordinierten Einzelaktionen. Student/inn/entagung in Wien, Fragebogenaktion in Graz etc.

Es wäre hoch an der Zeit, die bereits seit längerem erhobenen (und in der Umfrage bestätigten) Forderungen nach intensiveren Diskussionen von Theorien, Methoden, Projekten etc. voranzutreiben.<sup>3</sup> Schließlich ist es ja in einem Fach, dessen erklärtes Ziel im weitesten Sinn die Analyse von Kultur ist<sup>4</sup>, unzweifelhaft notwendig, sich intensiver als bisher mit Kulturtheorie, Herangehensweisen zur besagten Analyse etc. zu beschäftigen.

»Ein Soziologiestudent kann auf Weber, die Rollentheorie, die Kritische Theorie, die Systemtheorie, den Interaktionismus etc. zurückgreifen, die Geschichtsstudentin u.a. auf einen historischen Materialismus oder eine Mentalitätengeschichte, den Volkskundestudenten bleibt eine vage Unterscheidung zwischen 'traditioneller' und 'moderner' Volkskunde, die einen Paradigmenwechsel gebracht habe«, erklärt Johannes Moser interdisziplinär geschult.<sup>5</sup>

All die genannten und viele andere Ansätze mehr müßten in der Vermittlung des Faches ebenso breiten Raum finden, wie die weite Fächerung des Angebots an methodischen Fragestellungen. Das Problem ist die »Kultur« in ihrer Vielschichtigkeit und in ihren wechselseitigen Abhängigkeiten von Gesellschaft, Politik, Ökonomie etc.

Es geht nicht darum, »volkskundlich« oder nicht mehr »volkskundlich« zu arbeiten, es geht nicht um »traditionell« oder »modern«; diese Diskussion führt zu nichts.

Die Weiterentwicklung des Faches in Richtung einer »demokratischen Kulturgeschichtsschreibung«<sup>6</sup> bzw. Kulturanalyse kann nur wirklich Platz greifen, wenn die Polarisierung im Fach, manifestiert durch das konsequente Lagerdenken, endlich aufbricht. Die Einsicht, daß »Kultur« das zentrale Forschungsthema sei (sein sollte/ist), bedarf auch eines konsequenten Signals nach innen und außen.

Nach innen:

Wie die Grazer Umfrage ergeben hat, halten immerhin 78,7% der Student/inn/en die Inhalte der Kulturanalyse/Gesellschaftsforschung für unterrepräsentiert. Kein(e) einzige(r) hält sie für überrepräsentiert. Daß das Ergebnis an fast allen anderen Instituten sehr ähnlich ausfallen würde, steht außer Zweifel. Warum also bekennen wir uns nicht dazu, sondern wählen immer wieder Beschreibungen dessen, was wir denn nun unter Volkskunde verstehen?

Nach außen:

Um das Image unseres Faches in der Öffentlichkeit ist es, wie (nicht nur) dieser Umfrage zu entnehmen ist, schlecht bestellt. 53 von 66 Befragten kreuzten »geringes Ansehen« an. Dagegen zeigten sich nur 2 Studierende der Ansicht, daß das Fach in der Öffentlichkeit ein »hohes Ansehen« habe. Eine Ansicht, die dem »populären« Verständnis von Volkskunde als Wissenschaft - als »Kunde« über ein/das »Volk« - im wesentlichen entspricht.

Wenn auch die Strumpfbänder sortierenden Dilettanten im Wissenschaftsbetrieb keinen allzu großen Stellenwert haben, so bleibt in der breiten Öffentlichkeit, aber auch in weiten Bereichen der Nachbardisziplinen, eben dieses Klischee hartnäckig bestehen. So erweist sich die historisch

zweifellos belastete Bezeichnung »Volkskunde« wie der obsolete Volksbegriff als Bürde, die kritische Ansätze im Keim zu ersticken droht - dies wohlgemerkt trotz allen gutgemeinten, aber letztlich hilflosen Bemühungen und Versuchen, das Fach von innen her zu reformieren.

Vielmehr müßte in diesem Zusammenhang von Kultur die Rede sein, Kultur sozusagen als Oberbegriff auch in der Frage der Namensdiskussion.<sup>10</sup>

»Sie [die Volkskunde] will an der Lösung sozialer Probleme unseres Lebens mitwirken [...] Aber ich bezweifle sehr und es ist nicht mein Zweifel allein -, ob der neue Inhalt - oder besser: die Profilierung der Problemstellung - die Volkskunde aus den Polypenarmen von tausend Klischees und zweitausend Assoziationen noch befreien kann.

So bleibt am Ende die Hoffnung wohl doch nur mit einem neuen Namen verknüpft, der dem Rattenschwanz gutgläubiger Popularisierer und heimattümelnder Spekulanten zu unverdaulich ist. Haben wir Mut und gehen wir auf die Suche!«<sup>11</sup>

Helge Gerndt sagte dies bekanntlich 1970. Daß damals diese Suche nicht den Erfolg brachte, den sich die Proponenten erhofft hatten, darf wohl nicht als Grund dafür herangezogen werden, daß sie nicht sinnvoll ist. Die Notwendigkeit, diese weiter zu betreiben, bleibt unbestritten, denn an der Problematik hat sich, wie unter vielem anderem auch die Grazer Fragebogen-Aktion gezeigt hat, seither nicht geändert.

Wahrscheinlich im Juni dieses Jahres wird eine Sitzung der Gesamtstudienkommission für die Studienrichtung Volkskunde in Wien zum Thema der Namensdiskussion stattfinden und darauf zielt auch ein Anliegen meinerseits: Ich möchte die Teilnehmer - und nicht nur die - bitten, sich die Mühe zu machen, sich mit dieser Frage schon vorher auseinanderzusetzen - ohne Schere im Kopf. Außerdem - und damit spanne ich den Bogen wieder zum Anfang - können solche Anlässe auch im Sinne eines verstärkten innerfachlichen Diskurses mitunter reizvoll sein.

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Hermann Bausinger: »[Interdisziplinäre] Zusammenarbeit beseitigt die Frage nach der jeweiligen Fachspezifik nicht unbedingt, sie kann sie sogar pointieren. Denn in solchen Arbeitsgruppen geht es um den besonderen Beitrag, den der Vertreter eines Faches beser als der eines anderen Faches zu leisten vermag. « Aus: Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit. In: Zeitschrift für Volkskunde, 76. Jg., 1980/1. Halbjahresband, S. 1-21, hier S. 6.
- 2 Volkskundler/innen/weisheit.
- Wird doch diese Ansicht auch regelmäßig von Lehrenden vertreten; publiziert z.B. von Helmut Eberhart: Offener Brief ohne einleitendes Zitat...[an Hannes Moser], 9.12.1987, veröffentlicht in: Studienrichtungsvertretung Volkskunde der Universität Wien (Hg.): Ohne Engagement - Volkskunde zwischen Nein und Danke!, Wien 1990, Anhang, Ders.: Evaluierung - ja bitte! In: Kuckuck. Krise & Aufbruch. Sonderheft 1, 1991, S. 34-36, speziell S. 35.
- 4 In dieser sehr groben Definition dessen, was Volkskundler/innen tun (sollten), ist denn auch trotz oder wegen ihrer Großräumigkeit am ehesten Konsens unter den Fachvertretern zu erzielen.

- 5 Johannes Moser: Traum und Wirklichkeit. Einige Überlegungen zur Lehre am Grazer Institut für Volkskunde. In: Kuckuck. Krise & Aufbruch. Sonderheft 1, 1991, S. 22-26, hier S. 24. Damit wird aber indirekt gerade die Forderung nach Interdisziplinarität im Fach ad absurdum geführt; Interdisziplinarität so verstanden, daß man an den Erkenntnissen und Errungenschaften anderer Disziplinen partizipiert.
- 6 Helmut P. Fielhauer: Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung. In: Ders.: Ders. Titel. Ausgewählte Aufsätze aus zwei Jahrzehnten (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, Bd.1). Wien 1987, S. 360-380.
- 7 Ergebnisse der Befragung. In: Kuckuck. Krise & Aufbruch. Sonderheft 1, 1991, S. 5-14, hier Frage 7, S. 9.
- 8 Ebd., Frage 16, S. 11.
- 9 Wolfgang Slapansky: Zur Notwendigkeit, die Volkskunde unter neuem Namen zu institutionalisieren. Referat auf der »Zweite[n] und letze[n] studentische[n] Volkskundetagung erste[n] studentische[n] kulturwissenschaftliche[n] Tagung« 12.-14.10.1990 in Wien.
- 10 Ebd.
- 11 Helge Gerndt: Eine Wissenschaft sucht einen neuen Namen. Manuskript-Auszug für den Kulturkommentar des Bayerischen Rundfunks am 10.10.1970. In: Wolfgang Brückner (Hg.): Falkensteiner Protokolle. Frankfurt am Main 1971, S. 314-317, hier S. 317.



F.K. Waechter



Liebe Redakteur(innen)e

des KUCKUCK!

### Gertrud Furrer-Petritsch

Ausgehend von der Fragebogenaktion möchte ich folgendes anregen:

Was mich, als Ehemalige, das ganze Studium über begleitet hat, war der Wunsch zu erfahren, »was die Welt im Innersten zusammenhält« in bezug auf Kultur ... - vielleicht auch nur, um wie Goethes Faust das Unmögliche dieses Vorhabens zu erkennen.

Es fehlt meines Erachtens im Lehrplan für Volkskunde an Überlegungen kulturtheoretischer Art. Mir wäre dieses Defizit wahrscheinlich gar nicht so deutlich geworden, hätte ich nicht im Rahmen eines Jubiläumsprogrammes des Fischer Verlages Sigmund Freuds Kulturtheoretische Schriften in die Hände bekommen.<sup>1</sup>

Man mag zur Psychoanalyse als Verfahren zur Behandlung seelischer Fehlleistungen stehen, wie man will, aber es erscheint mir ein interessanter Aspekt, Kulturinterpretation aus psychoanalytischer Sicht zu betreiben, wie es auch schon von anderer Seite geschehen ist.<sup>2</sup> Auch Anna Freud war dieser Meinung: »Die Psychoanalyse ist in der Behandlung von Kranken heute zwar nicht unbedeutend, tritt aber hinter ihrer Bedeutung innerhalb der Anthropologie, der Mythologie, Ethnologie, Literaturwissenschaft, Rechtssprechung, der Pädagogik und der Aufklärung historischer und gesellschaftlicher Entwicklungen entschieden zurück.«3 Dieser Aufzählung von Disziplinen gehört natürlich auch die Volkskunde an.

Mein Appell lautet also folgendermaßen: wenn es schon nicht möglich ist, eine Lehrveranstaltung zu kulturtheoretischen Reflexionen abzuhalten, sollte doch wenigstens das genannte Werk Freuds auf der Liste der Basisliteratur für Volkskundler aufscheinen, und ich kann allen, die sich darauf einlassen wollen, ungetrübtes Lesevergnügen garantieren, denn Freud war nicht nur ein genialer und origineller Denker, sondern besaß auch die Gabe, außerordentlich spannend zu schreiben.

### ANMERKUNGEN:

- Sigmund Freud, Kulturtheoretische Schriften. Frankfurt/Main 1986. Vgl. dazu den identischen Band IX »Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion« der Sigmund Freud Studienausgabe, hgg. von A. Mitscherlich, A. Richards und J. Strachey, S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 1974.
- Vgl. Alexander und Margarete Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern, München - Zürich 1982.
- 3 Uwe Henrik Peters, Anna Freud. Ein Leben für das Kind, Frankfurt/Main 1984, S.173.



### Zen und die Kunst,

### eine Lehrveranstaltung

### zu halten

### Klaus Rüscher

Voll Spannung erwartete ich die Diskussion über das Ergebnis des Fragebogenunternehmens am Grazer Volkskundeinstitut. Eingehend studierte ich die einzelnen Beiträge im letzten Kuckuck.<sup>1</sup> Es wurde kritisiert, gelobt, getadelt, gefordert, entschuldigt, Mut gemacht, resigniert...

Allgemein war ich von dieser Diskussion jedoch eher enttäuscht. Oft glitten die AutorInnen in ein allgemeines, schon allzuoft gehörtes, sicher gutgemeintes Fachgeplänkel ab - die eigentlichen Probleme des Grazer Instituts, um die es im Fragebogen meines Erachtens in erster Linie gehen sollte, wurden teils elegant, teils weniger elegant in den Hintergrund gedrängt. Es lag wieder einmal der Hauch dieses »Wir-sind-alle-eine-große-Familie-Syndroms«, bei unserem kleinen Institut irgendwie verständlich, in der Luft.

Ein wesentliches Problem, das ich in der Folge behandeln werde, fiel völlig unter den Tisch:

In seinem mittlerweile zum Bestseller gewordenen Buch »Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten«<sup>2</sup> begab sich der junge Wissenschafter und Lehrer Robert M. Pirsig auf die Suche nach Qualität. Ausgelöst wurde diese Suche durch einen beiläufigen Satz einer älteren Kollegin: »Ich hoffe, Sie bringen ihren Studenten Qualität bei!«<sup>3</sup>

Sicher, Qualität ist ein praktisch undefinierbarer Begriff - dennoch merkt jeder/jede, wann und ob etwas Qualität hat. Ich würde Qualität (in bezug auf eine Lehrveranstaltung) dann erkennen, wenn das Zusammenspiel von innerem Antrieb, eine Sache gut zu machen, persönlicher Integrität und methodisch-didaktischer Aufbereitung

stimmt. Änderungen am Lehrplan können sehr leicht zu Alibihandlungen werden, alte gegen neue Namen auszutauschen ohne das Bewußtsein, die Grundeinstellung zu überdenken, reicht einfach nicht.

Ich möchte an einem Beispiel zeigen, wie weit Name und praktische Durchführung einer Lehrveranstaltung an unserem Institut auseinanderfallen können: Seit dem WS 89/90 läuft das Projekt »Regionale Kulturanalyse«. Alle Anforderungen an eine moderne Lehrveranstaltung scheinen erfüllt gewesen zu sein:

- Zusammenarbeit mit einer öffentlichen Institution (Stadtmuseum Graz)
- Erarbeitung einer Ausstellung bzw. eines Ausstellungskonzeptes (es handelt sich um Bezirksausstellungen)

- vielseitige, praktische Arbeit (Archivarbeit bis Interviewführung)
- Öffentlichkeitsarbeit Das Ergebnis wird einem breiten Publikum nähergebracht.

In der Praxis stellte sich leider heraus,

- daß jede theoretische und methodische Schulung ausblieb,
- daß die StudentInnen aufgrund ihrer mangelnden Vorbereitung auf die Stadtteilforschung wie »Laienhistoriker« herumirrten,
- daß die StudentInnen von der eigentlichen Ausstellungsgestaltung ausgegrenzt wurden. Es entstand eine wirklich schwache Ausstellung,

ohne irgendwelche Komponenten einer modernen Museumspädagogik zu berücksichtigen (»Flachware« in jeder Hinsicht);

 daß die Ausstellung rein historisch gestaltet wurde - jeder Bezug zur Gegenwart oder gar Zukunftsperspektiven fehlten völlig.

Meines Erachtens wurden somit alle Grundideen dieser Lehrveranstaltung nicht verwirklicht. Die Zielangaben versprachen interessante Arbeit - Qualität, die Praxis ließ diese Qualität aber vermissen.

Um solche Pleiten in Zukunft zu vermeiden, müßte sich das Lehrpersonal an unserem Institut in methodischer und didaktischer Hinsicht wesentlich intensiver auf die Lehrveranstaltungen vorbereiten, den Studierenden einen theoretischen Unterbau vermitteln, auf dem diese dann ihre praktische Arbeit aufbauen könnten. Diese von mir geforderte Vorbereitung bzw. ihre Qualität hängt sicher vom inneren Antrieb des/der einzelnen Vortragenden ab. Sie würde der teilweise krassen Orientierungslosigkeit, die bei vielen StudentInnen zu beobachten ist, entgegenwirken!

### ANMERKUNGEN:

- Kuckuck: Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, Krise & Aufbruch, Sonderheft 1, 1991.
- 2 Robert M. Pirsig, Zen und die Kunst ein Motorad zu warten, Titel der Originalausgabe: Zen and the Art of Motorcycle Maintenance, 1974.
- 3 R.M. Pirsig, Zen und die Kunst. S. 185.



Volker Werba

### **KUCKUCK-VORSCHAU:**



# UTOPIE